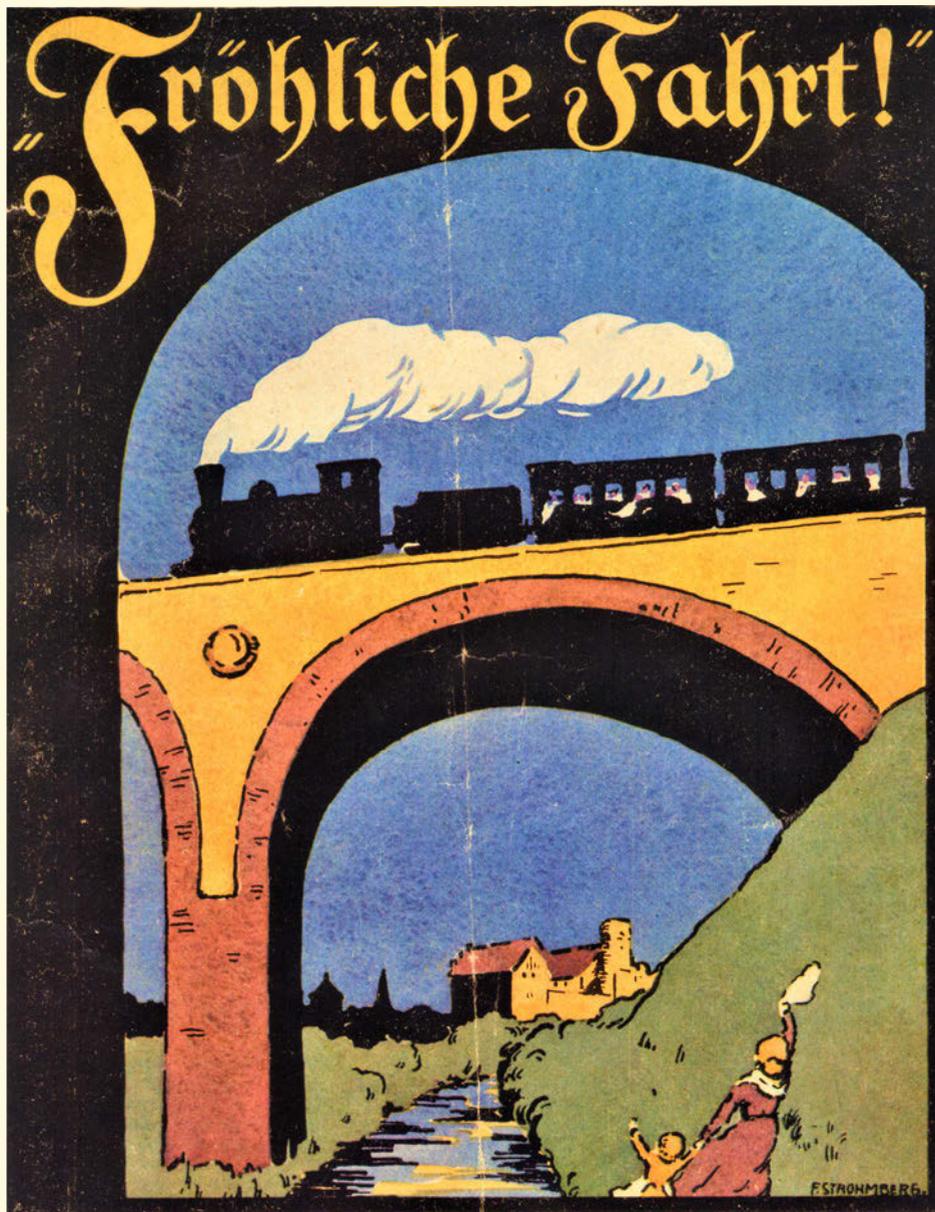
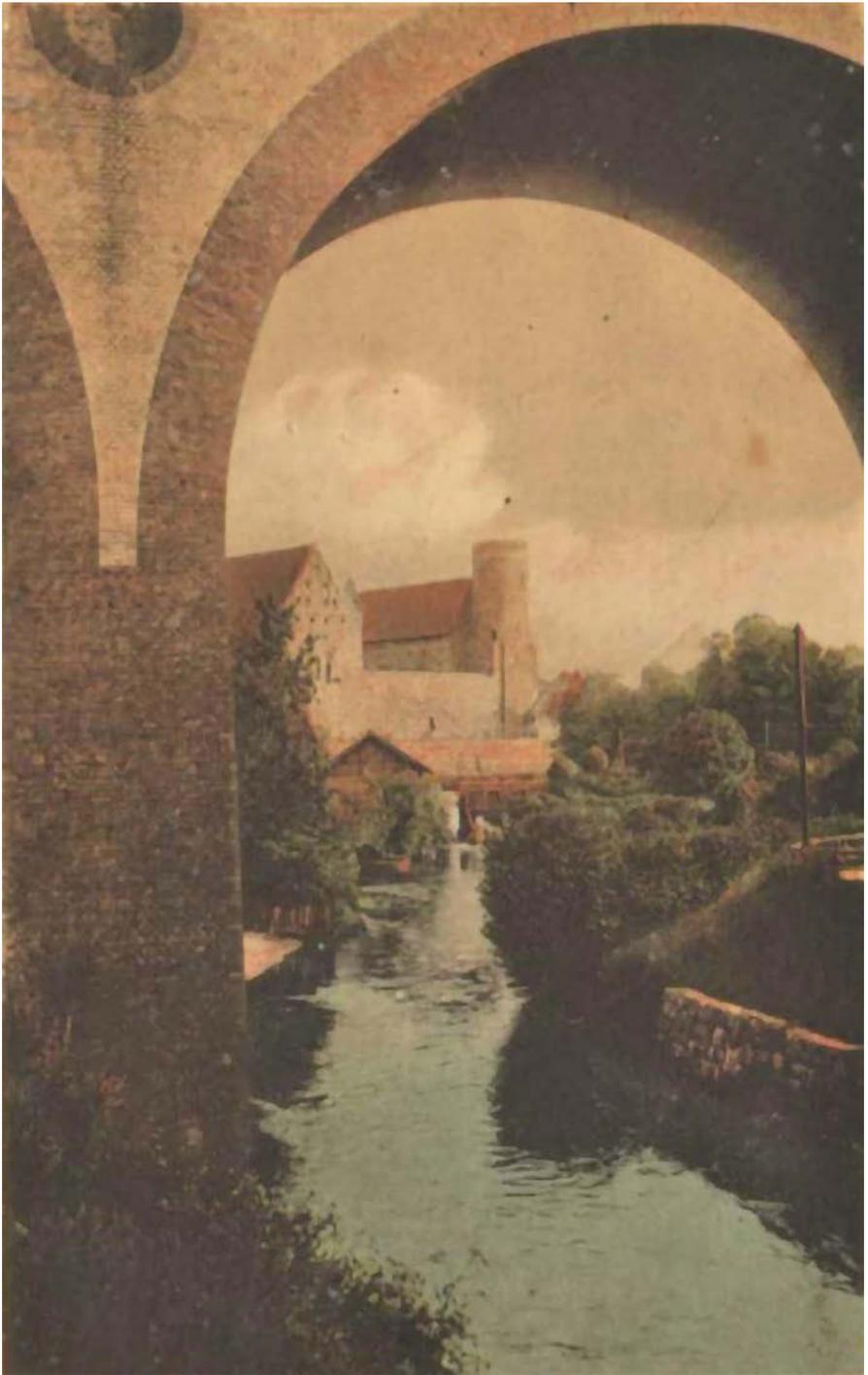


# ALLENSTEINER HEIMATBRIEF



Sommer 2020



ALLENSTEIN

Schloß und Eisenbahnbrücke

# ALLENSTEINER HEIMATBRIEF

1948

Nr. 269

2020

## Inhalt

Vorwort	3
Die Salzburger Emigranten in Ostpreußen	4
Mein Heimatland	14
Der Wehlauer Pferdemarkt	15
Vor hundert Jahren - Die Volksabstimmung in Ostpreußen am 11. Juli 1920	18
Das Abstimmungsdenkmal in Allenstein	30
Masurenlied	32
Die Einweihung des Abstimmungsdenkmals	33
Erinnerung an die Volksabstimmung in Allenstein	36
Alenstein gestern und heute	38
Unsere Flucht aus Allenstein - Schluss	52
Iphigenie auf Tauris	60
Der Mann im Apfelbaum	62
Ritterlichkeit	65
<b>Berichte aus Allenstein</b>	<b>67</b>
<b>Aus unserer Allensteiner Familie</b>	<b>72</b>
Wir gratulieren	72
Wir gedenken	73
Familiensuche	74
<b>Verschiedenes</b>	<b>75</b>
Programm 65. Jahrestreffen	75
An die Mitglieder der Stadtgemeinschaft	76
Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg	77

Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen	78
Katalog zur Ausstellung „Volksabstimmung 1920“	79
Hinweise der Redaktion	81
Vordruck für Familiennachrichten	82
<b>Bücherecke</b>	<b>84</b>
Allenstein heute - zwischen Tag und Traum	84
Allenstein - wie es einmal war	85
Angebote unserer Stadtgemeinschaft	87
Impressum	88

Titelbild:	„Fröhliche Fahrt“ den Abstimmern von Frieda Strohmberg Sonderheft zur Abstimmung, herausgegeben vom Masuren- und Ermländerbund Allenstein
Vordere Innenseite:	Postkarte aus der Zeit der Abstimmung
Hintere Innenseite:	Postkarte aus der Zeit der Abstimmung
Rückseite:	Fahne des Altpreußen-Vereins Sterkrade, Oberhausen Foto: Kulturzentrum Ostpreußen

Liebe Allensteinerinnen und Allensteiner,  
liebe Freunde unserer Heimatstadt,

die Volksabstimmung am 11. Juli 1920 war ein Tag der Freude für die deutschen Bewohner Ostpreußens. Anders, als von der Interalliierten Kommission erwartet, sprach sich die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung in den 11 Abstimmungskreisen - in der Stadt Allenstein waren es 98 Prozent - für den Verbleib im Deutschen Reich aus. Angesichts der Zerstörungen, die der Erste Weltkrieg in der Provinz hinterlassen hatte und der Sorge, dass Ostpreußen infolge des Versailler Vertrages verloren gehen könnte, war der Jubel besonders groß. Niemand hätte sich damals vorstellen können, dass kaum 25 Jahre später der Verlust Ostpreußens bittere Realität werden würde.

Nur 5 Jahre nach dem Verlust ihrer Heimat, am 5. August 1950, unterzeichneten die deutschen Heimatvertriebenen eine Charta, in der sie auf Vergeltung verzichteten und dem Wunsch nach einem geeinten Europa Ausdruck verliehen. In Anbetracht ihrer durch Flucht und Vertreibung geprägten Schicksale war dies ein bemerkenswerter Vorgang, dem in der deutschen Öffentlichkeit leider zu wenig Beachtung geschenkt wird.

Die Stadtgemeinschaft war im Sinne der Charta immer bestrebt, nicht nur zu unserer Patenstadt, sondern auch zu der neuen Verwaltung unserer Heimatstadt ein partnerschaftliches Verhältnis zu pflegen. Dass dies auch gelungen ist, zeigt die Anwesenheit des Stadtpräsidenten bei unserem letzten Jahrestreffen. Er stellte uns vor, wie sich unsere Heimatstadt seit der Zugehörigkeit zur Europäischen Union entwickelt hat. Einige Bilder seiner Präsentation finden Sie in diesem Heft.

Ihnen und Ihren Familien wünsche ich viel Freude an diesem Heimatbrief und trotz aller Unwägbarkeiten eine angenehme Sommerzeit. Hoffen wir, dass unser jährliches Treffen nicht den Einschränkungen zum Opfer fällt, und wir uns gesund bei unserem 65. Jahrestreffen am 12. September 2020 in Gelsenkirchen wiedersehen.

Ihr



Gottfried Hufenbach

# Die Salzburger Emigranten in Ostpreußen

Von George Turner

Wie im Reich kam es auch in Salzburg um 1500 zu einem allgemeinen religiösen Niedergang. Deutlich wurde das nicht zuletzt in den Lebensgewohnheiten der geistlichen Würdenträger. Einen weiteren Grund, sich gegen die bestehenden Verhältnisse aufzulehnen, hatte insbesondere die bäuerliche Bevölkerung. Es waren die ständig wachsenden Abgaben, die an das Erzbistum und an die katholische Geistlichkeit geleistet werden mussten. Daher war es nicht überraschend, dass die Gedanken der Reformation auch hier schnell Anhänger fanden. Studenten aus Salzburg, die in Wittenberg studierten, brachten die neuen Lehren von Martin Luther mit und sorgten für Aufregung unter den Gläubigen und der kirchlichen Obrigkeit.

Bald fanden sich an vielen Orten Priester, die in der Sprache des Volkes predigten. Die ländliche Bevölkerung war in der Zeit bis 1560, von Ausnahmen abgesehen, lutherisch geworden. Trotz mancherlei zum Teil sehr rigider Versuche, die Protestanten einzuschüchtern, blieben sie auf dem Land weitgehend unbehelligt. Private Hausandachten und gemeinsame Messen an abgelegenen Orten erschwerten die Verfolgung durch die Obrigkeit. Nach außen spielte man zum Teil den guten und frommen Katholiken, sodass von einem Geheimprotestantismus gesprochen wurde. Die eigene religiöse Überzeugung wurde „nach innen“ gelebt in der Form der häuslichen Andacht. Der Hausvater las der Familie und dem Gesinde

vor und legte die Schrift aus. Die geistliche Nahrung bildete die damals gängige Erbauungsliteratur. Ihr war eigen ein Zug zur Verinnerlichung und Individualisierung, was der Existenzweise des Geheimprotestantismus entgegenkam. Man musste ohne Pfarrgemeinde auskommen; die Einheit bildete der Hof mit der Großfamilie und dem Gesinde. Es existierte eine mächtige, lutherisch geprägte Stimmung im Land. Diese hatte aber keine institutionelle Basis bzw. Struktur, weil es keine Pfarrer und Kirchen gab. Die Folge war die Entstehung eines Laienpriestertums.

Der Augsburger Religionsfriede von 1555 übertrug dem Landesherrn die Entscheidung über das Bekenntnis seiner Untertanen. In Salzburg wurden die Bürger durch den bis 1611 regierenden Erzbischof v. Raitenau vor die Wahl gestellt, entweder auszuwandern oder katholisch zu werden. Während dies in der Stadt praktiziert wurde und sie ab 1600 als katholisch gelten konnte, duldete man in den Gebirgsgauen den evangelischen Glauben.

Mit dem Westfälischen Frieden von 1648 wurde zwar die freie Religionsausübung zugesichert, der Druck der katholischen Kirche auf die Abtrünnigen aber blieb. Der Glaubenskampf eskalierte, als der Salzburger Erzbischof Leopold Anton von Firmian im Jahr 1727 die Regierungsgeschäfte übernahm. In seinem Auftrag wurden im Land Religionsverhöre durchgeführt, um gegen das Ketzertum vorzugehen. Die Maßnahmen gegen die

Evangelischen, die Konfiszierung von Schriften, Verbote der Abhaltung von Andachten führten zu einem engeren Zusammenrücken der Betroffenen. Man traf sich bei denen, die noch im Besitz reformatorischer Bücher waren. Die Reaktion war nicht Anpassung, sondern Auflehnung bis hin zum öffentlichen Bekenntnismut. Im Juni 1731 formierte sich ein geschlossener Widerstand von 19.000 Evangelischen, indem beim Reichstag in Regensburg eine Beschwerdeschrift eingereicht wurde, mit der Schilderung der Repressalien, denen die Betroffenen ausgesetzt waren und der Bitte, die evangelischen Reichsstände mögen sich beim Erzbischof dafür einsetzen, dass sie ihre Religion frei wählen und für jedes Pflegegericht einen eigenen evangelischen Prediger einstellen dürften. Sollte der Erzbischof dies versagen, sollten wenigstens die Unterdrückungen unterbleiben und ihnen das Recht auf freien Abzug aus dem Land innerhalb einer dreijährigen Frist zugestanden werden. Eine weitere Beschwerdeschrift mit den Listen von 20.678 Namen von Evangelischen wurde abgefangen.

Den Widerstand gegen den Katholizismus deutete Firmian als Aufruhr gegen den geistlichen Staat. Die Evangelischen wurden als Rebellen betrachtet. Am 31.10.1731, dem Jahrestag von Luthers Thesenanschlag in Wittenberg, erging das Emigrationspatent, worin er die gruppenweise Vertreibung (jeweils 200-300 Personen) der vom katholischen Glauben abgefallenen Salzburger anordnete. Nicht wegen ihrer Religion, sondern wegen Rebellion und Störung des allgemeinen Friedens sowie Empörung

gegen den rechtmäßigen Landesfürsten seien sie auszuweisen. Als Evangelische hatten sie das Recht, gemäß den Regeln des Westfälischen Friedens, binnen drei Jahren einen freien Abzug vorzunehmen. Als Aufständische war ihnen dies wegen ihres angeblichen aufrührerischen Verhaltens verwehrt. Diese der Wahrheit widersprechende Klassifizierung stellte einen eindeutigen Rechtsbruch dar. Die Deklaration als Rebellion führte zur Vertiefung der Kluft. Durch die Versagung der dreijährigen Frist wollte man eine Ausdehnung der Bewegung verhindern. Schließlich sah man den geistlichen Fürstenstaat in seiner politischen Existenz bedroht. Diese wurde zwar bewahrt, die wirtschaftliche Kraft allerdings nahm großen Schaden, weil mit rund 20.000 Protestanten etwa 15 bis 20 Prozent der Bevölkerung das Land verließ.

Die sog. Unangesessenen, insgesamt über 4.100, hatten das Land in sieben Zügen jeweils binnen acht Tagen nach Aufforderung zu verlassen; das Patent vom 31.10. war am 11.11.1731, Luthers Geburtstag, im ganzen Land angeschlagen worden. Am 24.11.1731 begannen österreichische Soldaten mit der Austreibung. Für die Ausweisung der Angesessenen wurde der 24.4.1732 festgelegt. Danach wurden die mehr als 14.000 Angesessenen in 16 Züge eingeteilt, die jeweils an einem anderen Termin das Land zu verlassen hatten, der letzte am 6.8.1732. Die Emigranten mussten sich bei den zuständigen Stellen registrieren lassen. Am 2.2.1732 hatte der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., verkündet, die evangelischen Salzburger in seinem Land aufnehmen zu wollen.

Die Gegend östlich von Gumbinnen war durch eine Pest stark entvölkert, so dass neben humanitären Gründen und der Idee der Toleranz gegenüber allen Religionen die Anwerbung von Arbeitskräften eine Rolle spielte. Ihnen wurde die sofortige preußische Staatsbürgerschaft versprochen. Außerdem erhielten sie die Zusage, dass ihnen „durch Unseren zu ihrer Führung abgeordneten Commissarium“ das Verpflegungsgeld ausgehändigt werde und „ihnen bei ihrer Etablierung in Preußen alle Freiheiten, Privilegien, Rechte und Gerechtigkeiten zugutekommen sollen“.

Die Knechte und Mägde hatten ohne alle Mittel und ohne festes Reiseziel ihre Heimat verlassen müssen. Die Angesehenen konnten wenigstens einen Teil ihrer Habe auf Fuhrwerken mitnehmen und kannten das Ziel ihrer Reise, jedenfalls vom Namen. Für ihre Güter hatten sie in der kurzen Zeit meist keine Käufer gefunden. Sie mussten sich darauf verlassen, dass der König von Preußen ihnen zum Erlös für ihr zurückgelassenes Eigentum verhelfen würde. Manche Ortschaften im Pongau wurden nahezu entvölkert. Mehr als 1700 Bauerngüter blieben leer zurück.

Der größte Teil der Emigranten zog nach Ostpreußen, eine kleinere Gruppe in die Niederlande, vorwiegend auf die damalige Insel Cadzand, einige hundert Salzburger setzten nach Nordamerika über. Sie gründeten den Ort Ebenezer in der damals noch britischen Kolonie Georgia.

Die Auswanderung der Salzburger bewegte die europäische Öffentlichkeit. Heute würde man es wegen der vielen diesem Thema gewidmeten Druckschriften als ein Medienereignis

bezeichnen. So sind die Züge, der Empfang und die Behandlung auf dem Weg dokumentiert. Außerdem erschienen Flug- und Gedenkblätter, Lieder, Andachtsbilder und Landkarten mit den Routen der Züge.

Die Emigration der Salzburger Protestanten in den Jahren 1731/32 ist ein Beispiel für die Verfolgung von Menschen wegen ihrer Religionszugehörigkeit. Schon im mittelalterlichen Europa hatten christliche Kreuzzüge gegen Angehörige anderer Religionen zu Fluchtbewegungen geführt. Nach der Reformation wurden sie auch ausgelöst durch das Ziel, eine konfessionelle Einheit in Form des Religionsfriedens in einem Territorium herzustellen. Die Grundlage bot das *ius reformandi* im Augsburger Religionsfrieden von 1555 mit der Formel „*cuius regio, eius religio*“ (Wer das Land regiert, solle den Glauben bestimmen: wessen Land, dessen Religion). Die Reichsfürsten waren damit berechtigt, ihren Untertanen oder Bürgern religiöse Konformität entsprechend einer der beiden christlichen Konfessionen aufzuerlegen.

Die Möglichkeit des Staats, Untertanen entweder zur Konversion zum obrigkeitlichen Mehrheitsbekenntnis zu zwingen oder zu vertreiben, setzte voraus, den Religionsbann auch durchzusetzen. Als Gegenstück zum *ius reformandi* im Augsburger Religionsfrieden war das *ius emigrandi* vorgesehen, im Westfälischen Frieden von 1648 bekräftigt. Es war gewissermaßen der Anfangspunkt für Religionsfreiheit, allerdings nur in einem eingeschränkten Sinn: am bisherigen Lebensmittelpunkt war sie nicht gegeben; anderen Orts konnte man sie leben.

Es bedeutete immerhin eine begrenzte Gewissensfreiheit. Zur Zeit der Gewährung dieses Rechts wurde es als beträchtliche Konzession verstanden, begriff man doch die Größe der Arbeitsbevölkerung als Zeichen von Reichtum und Macht, auf die man zum Teil verzichtete.

Das *ius emigrandi* kam im Übrigen zunächst den altgläubigen Minderheiten in evangelischen Territorien zugute. Bemerkenswert allerdings ist, dass aus der Zeit nach 1555 keine Klagen katholischer Minderheiten gegen ihre protestantische Obrigkeit bezüglich einer drohenden Ausweisung bekannt sind. Möglicherweise waren die protestantischen Reichsstände duldsamer als die katholischen.

Von den Zwangsmigrationen zu unterscheiden sind die von der Obrigkeit in Kauf genommenen Auswanderungen, wie der Exodus der französischen Hugenotten nach 1685. Die Unterscheidung konnte praktische Bedeutung erlangen. Die im Juni 1731 erschienene „Bittschrift der 19.000“ Salzburger Protestanten an das *Corpus evangelicorum* verlangte die Erlaubnis zur Auswanderung. Wenn die Bittsteller um die Erlaubnis zur Auswanderung baten, konnte der Erzbischof nicht beschuldigt werden, sie zu vertreiben.

Die zunächst betroffenen Unangesessenen legten Wert darauf, dass sie aus eigenem Entschluss ausgewandert seien, obwohl sie von bewaffneten Soldaten zusammengetrieben und aus dem Erzbistum eskortiert worden waren. Der Status von freiwilligen Religionsflüchtlingen wurde dem verbannter Rebellen vorgezogen. Das war bedeutsam nicht zuletzt mit Blick auf den aufnehmenden Staat.

Schließlich konnte man nicht annehmen, dass Landesfürsten wegen Rebellion Ausgewiesene gerne bei sich haben wollten.

Mit dem Einladungspatent vom 2. Februar 1732 hatte der preußische König den von der Ausweisung bedrohten Protestanten angeboten, sie aufzunehmen. Wenig später, am 1.3., drohte der König mit speziellen Repressalien gegen katholische Geistliche in seinem brandenburgischen Territorium für den Fall, dass die Zuwanderung der Salzburger Protestanten behindert werde. Die Mennoniten verwies er des Landes, weil sie den Militärdienst verweigerten. Hier handelte er wie Firmian.

Die Motive der Konfessionspolitik Friedrich Wilhelms waren einmal, seine Führung in der Verteidigung des religiösen Wohls und der materiellen Interessen der deutschen Protestanten zu behaupten, zum anderen durch die Ansiedlung in problematischen, insbesondere bevölkerungsarmen Regionen wirtschaftliche Erfolge zu erzielen. Ihm ging es dabei darum, möglichst schnell Maßnahmen umzusetzen, weil die bisherigen Bemühungen im entferntesten Teil Preußens, östlich von Gumbinnen, nur schleppend vorankamen und nicht den erhofften Erfolg hatten.

Auf der anderen Seite war Firmian bemüht, die Protestanten möglichst bald außer Landes zu wissen, weil er eine Verbreitung des Protestantismus fürchtete und damit zugleich die politische Stabilität Salzburgs gefährdet sah. Deshalb wollte er ihnen auch nicht die im Westfälischen Frieden vorgesehene 3-Jahresfrist gewähren. Walker spricht insoweit von einem „Handel“ des Salzburger Erzbischofs

mit dem preußischen König. Zwar sind dafür keine schriftlichen Belege bekannt; die zeitgleichen Bemühungen aus unterschiedlichen Interessen aber sind evident. Außerdem darf man nicht unterschätzen, welche persönlichen Kontakte es auf der Ebene der Vertretungen beider Staaten beim Reichstag in Regensburg gab.

Beteiligt an diesem „Handel“ war allem Anschein auch ein Dritter. Kaiser Karl VI. hatte keinen Sohn. Die Pragmatische Sanktion garantierte zwar die Erbfolge auf seine Tochter Maria-Theresia. In Anbetracht möglicher Ansprüche der Töchter seines Bruders Joseph und ihrer Ehemänner, der Kurfürsten von Bayern und Sachsen, bemühte sich Karl VI. um die Anerkennung der Regelung durch die anderen europäischen Mächte. Er bedurfte der Unterstützung durch die protestantischen Kurfürsten, insbesondere des von Brandenburg, des preußischen Königs. Deshalb musste ihm daran gelegen sein, dass Firmian nicht preußischen Interessen zuwiderhandelte. Folglich musste Firmian bestimmt werden, den Bogen nicht zu überspannen. Einerseits verunglimpfte er die Protestanten als Rebellen. Dann hätten sie kein Recht gehabt, ihre Besitztümer zu veräußern und den Erlös mitzunehmen. Andererseits gewährte er ihnen diese Möglichkeit, ohne ihnen das Recht der dreijährigen Frist zur Auswanderung zuzugestehen. Diese Kompromisshaltung lässt es nicht abwegig erscheinen, die Habsburger Thronfolge in einen Zusammenhang mit der Auseinandersetzung um die Salzburger Exulanten zu bringen. Insofern kann man sie als Tauschobjekt bezeichnen. Für diesen „Salzburger Handel“ sprechen alle

Umstände. Das wird den Betroffenen seinerzeit vermutlich nicht bewusst gewesen sein. Auch die Nachfahren haben die Exulanten-Generation ganz überwiegend unter dem eindimensionalen Aspekt der Vertreibung allein aus religiösen Gründen gesehen.

Zweifellos hat auch eine gewisse Erklärung derjenigen stattgefunden, die in das von Rationalität, Bürokratismus und Askese geprägten Preußen wechselten. Eine für damalige Zeit enorme Publizität der Züge sorgte für die Verbreitung der Kenntnisse über die Vertreibung und die Eigenschaften der Vertriebenen. Besonderen moralischen Anstand und ernsthafte Tugenden schrieb man denen zu, die in den späteren Berichten der preußischen Beamten eher als aufsässig und nicht in allen Dingen beispielhaft geschildert wurden. Das Thema der Vertreibung aus Glaubensgründen wurde Gegenstand von Predigten protestantischer Geistlicher und erreichte damit weite Kreise. Es wirkte stimulierend für die Bestätigung des eigenen Glaubens. Es wurde verstanden als ein neuer, nicht mehr erwarteter Triumph über den Katholizismus.

In „Klein-Litauen“ hatte die Pest während der Jahre 1709 bis 1711 weite Landstriche entvölkert. Das betraf vor allen Dingen die Gebiete von Tilsit über Insterburg bis nach Masuren, also vorwiegend das ohnehin dünn besiedelte Gebiet der ehemaligen „Wildnis“, die jetzt wegen der Ansiedlung durch Litauer auch Preußisch-Litauen genannt wurde. Von der Bevölkerung waren rund 40 Prozent Opfer der Pest geworden. Ganze Dörfer waren ausgestorben, 1700 Bauernhöfe standen leer. Bereits 1711 forderte Friedrich I. eine

schnelle Wiederbesiedlung. Noch im selben Jahr gelang es, in den westlichen Gebieten überwiegend deutsche Siedler ins Land zu holen. Aber die Kolonisten reichten nicht, um auch in den östlichen Gebieten ausreichend Menschen heimisch zu machen.

Um 1720 setzte wieder verstärkt eine Anwerbung ein, der insbesondere Schweizer, Pfälzer, Nassauer und Siedler aus dem Magdeburger Raum folgten. Größere Dörfer wurden zu Städten ausgebaut, um die Gegend nicht nur für Bauern, sondern auch für Handwerker interessant zu machen. Erfolge in der Besiedlung waren zu verzeichnen, jedoch reichten die Menschen immer noch nicht für das „wüst“ gewordene Land aus. Da bot sich eine Lösung mit der Einladung an die Salzburger Protestanten an.

Insgesamt kamen etwa 14.000 Menschen aus dem Salzburger Land in Preußen an. Von ihnen zogen rund 12.000 (eine Zählung im Jahr 1734 ergab 11.989 eingewanderte Salzburger) nach Gumbinnen, wo die ersten am 17.6.1732 eintrafen. Bis zu ihrer festen Ansiedlung, ggf. der Wiederbesetzung („Retablisement“) freier Hofstellen, mussten viele zunächst als Untermieter bei verschiedenen Einwohnern der Stadt oder die Zeit bei Bauern auf den Dörfern verbringen. Alle Amtleute hatten in Gumbinnen zu erscheinen, um die Salzburger abzuholen und sie in die Winterquartiere zu den Bauern zu geleiten. Als Quartiergeld (Miete) erhielten die Wirte zwei Taler pro Familie; jedes Salzburger Familienoberhaupt bekam 10 Taler, 12 Groschen, um sich für den Winter den erforderlichen Unterhalt beschaffen zu können, „wovor man in Preußen, allwo alles sehr wohlfeil ist, seinen

guten Unterhalt hat“. Waren während der Reise bereits 800 Personen den Strapazen erlegen, so steigerte sich dies nach der Ankunft noch: Fast ein Viertel der Eingewanderten, vor allem Kinder, starb während der ersten beiden Jahre.

Hauptansiedlungsgebiete waren die Kreise Stallupönen, Pillkallen und Ragnit, aber auch die Gegend um Gumbinnen, also der östliche Teil des Landes, Preußisch-Litthauen. Für den ländlichen Raum wird die Gesamtzahl von 6.718 für das Hauptamt Insterburg aufgeführt. Eine sog. Nationalitäten-Tabelle von 1736 weist die Zahl der Salzburger in den einzelnen Ämtern aus.

Den Auswanderern war die Situation, die sie erwartete, sicher positiver dargestellt worden als es der Wirklichkeit entsprach. Dies gilt auch für die Beschreibung, die Göcking von der Ankunft und Sesshaftwerdung der Salzburger gibt.

Soweit die Salzburger noch nicht endgültig angesiedelt werden konnten, waren sie zunächst zur Untätigkeit verdammt. Dies führte bei der einheimischen Bevölkerung zu Unwillen und Ärger. Für die Eingewanderten veränderte sich die Gemütslage insofern, als sie bisher bei ihrem Zug von der Bevölkerung mit Freude und Hochachtung empfangen worden waren. Jetzt galt es, eine neue Existenz zu schaffen. Die guten Plätze waren längst wieder besetzt. Das andere Klima, einsetzende Krankheiten, vermehrte Todesfälle verdeutlichten ihnen den eingetretenen Verlust ihrer bisherigen Umgebung und Heimat. Dies führte zu Missmut und auch Widerspenstigkeit auf der einen Seite und Klagen darüber auf der anderen.

Der Wunsch der Salzburger, geschlossen angesiedelt zu werden, konnte nicht erfüllt werden. Eine Beruhigung brachte die sehr intensive Religionsausübung mit sich. Sie gaben den Ankömmlingen Halt und Orientierung.

Unübersehbar waren Mentalitäts- und Sprachprobleme zwischen den Neuankömmlingen und den Ansässigen mit deutschen, litauischen, schweizerischen und französischen Wurzeln. Die Salzburger wirkten auf ihre neue Umgebung etwas grob und unhöflich, nicht zuletzt, weil sie – wie gewohnt – alle mit „Du“ anredeten, selbst die preußischen Beamten und die Pastoren.

Mit jedem Salzburger wurde ein „Examen“ veranstaltet, das seine persönlichen Verhältnisse in der alten Heimat betraf.

Jeder Einwanderer blieb, was er gewesen war. Knechte und Mägde blieben im Dienst ihrer Herrschaft. Die Bauern erhielten grundsätzlich an Grundbesitz etwa so viel wie sie in ihrer Heimat besessen hatten, dazu ein Wohnhaus mit den nötigen Wirtschaftsgebäuden und Geräten. Von Abgaben waren sie für die ersten drei Jahre befreit. Die größeren Bauern bekamen als Geschenk des Königs: 4 Ochsen, 3 Kühe, 1 Wagen, 1 Pflug und Egge, Sielen und Zäume für 4 Pferde, 1 Sense, und zur Aussaat 10 Scheffel Roggen, 18 Scheffel Gerste, 40 Scheffel Hafer und 2 Scheffel Erbsen. Die kleineren Bauern erhielten durchschnittlich die Hälfte der Aussaat und des Viehbestandes, Handwerker freie Wohnung, Gärten und kleinere Äcker.

Erst 1733 wurde ihnen endgültig Land zugewiesen. Viele konnten sich aus

eigenen Mitteln Land kaufen, sog. kölmisches Land, das dem Besitzer als frei verfügbares Eigentum gehörte. Die übrigen erhielten königliches Land. Sie wurden zu Scharwerksbauern, die Hand und Spanndienste zu leisten hatten.

Während die Neuankömmlinge bestimmte Privilegien genossen – neben der Steuerbefreiung während der ersten Jahre bei außerdem nur geringem Frondienst – waren für die einheimischen Bauern die hohen Steuern und Frondienste geblieben. So brachte es die Entwicklung mit sich, dass die eingewanderten Salzburger zu wohlhabenden Bauern wurden, während die alteingesessenen Bauern sehr zu kämpfen hatten und zuweilen ihre Höfe verlassen mussten, um dann als Tagelöhner oder Scharwerker zu arbeiten. Diese Tatsache führte zu Spannungen innerhalb der Landbevölkerung. Hinzu kam, dass nicht genügend Höfe für die Emigranten vorhanden waren. Für diejenigen, die keine Hofstelle erhielten, in ihrer Heimat aber Bauern waren, bedeutete es einen sozialen Abstieg, wenn sie als Knechte oder Tagelöhner arbeiten mussten.

Bereits bei früheren Ansiedlungen waren bestimmte Freijahre zugestanden worden. Da die Salzburger aber keine Scharwerksdienste leisten wollten, einigte man sich nach langen Verhandlungen auf den Erlass dieser Dienste, blieb aber bei einer zu leistenden Fuhr jährlich und Vorspann bei den Reisen des Königs. Die an die Kolonisten übergebenen Höfe blieben Besitztum der Kolonie oder wurden zu Erbpachten. Die Kolonie verpflichtete sich andererseits, gemeinsam für die Entrichtung der Abgaben zu haften.

Diese im Sozietätsvertrag vom 17. September 1736 getroffene Regelung galt nur für die ländliche Bevölkerung. Er fasste die Salzburger rechtlich zu einer spezifischen Gruppe zusammen. Der Kontrakt bot beiden Seiten Sicherheit: Der König konnte sicher sein, dass die Salzburger blieben, diese konnten auf der Basis der ihnen gewährten Privilegien beruhigt in die Zukunft blicken. Zu den Salzburger Emigranten gehörten nicht nur Bauern, sondern auch viele Handwerker, die sich in den Städten und größeren Orten ansiedelten und dort mit ihren Erfahrungen beispielgebend wurden. Aus den ehemaligen Betreibern von Vieh- und Milchwirtschaft wurden Getreidebauern.

Mit Edikt vom 27. Juli 1808 wurde der Sozietätskontrakt aufgehoben. Nunmehr erhielt jeder Hofbesitzer eine Eigentums-Verleihungsurkunde. In einer weiteren Kabinettsorder vom 12. September 1811 wurde auf die Einheit zwischen der alten Bevölkerung und den Eingewanderten hingewiesen. Diese Verfügung war offensichtlich notwendig, weil lange Zeit eine Differenzierung stattgefunden hatte.

Die Selbsthaftmachung, wie die Ansiedlung genannt wurde, bereitete den Betroffenen, aber auch den königlichen Beamten oft große Probleme. Zwischen den Alpentälern des Salzburger Landes und den schwierig zu bewirtschaftenden Ländereien der neuen Umgebung bestand ein erheblicher Unterschied. Der als starrköpfig bezeichnete Sinn der Einwanderer lehnte sich gelegentlich gegen die straffe, keinen Einspruch dulden preußische Ordnung auf. Jährlich wurden Berichte über das

„Betragen und Gebahren der Salzburger“ vorgelegt. In einem ist davon die Rede, „die meisten seien zum Zorne geneigt, lassen sich aber mit Güte bald wieder besänftigen“, in einem anderen, dass sie sich gegenüber den Anfängen bedeutend gebessert hätten. Berichtersteller erklärten, sie wüssten absolut keine Fehler von den Salzbergern anzugeben. Das aus den Einzelberichten für den König zusammengestellte „Generalurteil“ fällt denn auch sehr positiv aus. Wörtlich heißt es: „In der Wirtschaft sind sie fleißig und arbeitsam, halten das ihrige sehr zu Rathe, führen ihre Kinder zur Arbeit an und bezahlen die Abgaben richtig; mit dem Vieh gehen dieselben insbesondere so wirtschaftlich um, daß sie dasselbe mit vielem Fleiß pflegen und warten. Die Äcker bearbeiten sie sehr gut und geben sich alle Mühe, solche mehr und mehr in Cultur zu bringen“. In einem als Vermächtnis überschriebenen Bericht des Andreas Zirmleiner aus der Zeit um 1744 wird die Befindlichkeit wie folgt geschildert:

*„Wir haben ihre Sprache nicht verstanden und sie nicht die unsrige! Sie haben keine Geduld gehabt und haben es nicht gekannt, daß wir ein langsam zäh Volk sind, das nur in seiner Weise nicht aber in preußischer Weise schaffen kann, wo alles soldatisch gehen sollt, und wir haben unsere langen Jahre Lehrgeld gebüßt, eh wir gemerkt haben, wie anders der litauische Acker und der Salzburger Anger ist. ... Wir haben gemerkt, daß des Königs Leut all ihre Dinge mit einem trotzigen Gemüt angegriffen haben und nicht geachtet, ob sie ihnen lieb oder leid seien, ... Aber sie waren im eigenen Land und wir im fremden; dazu haben wir Salzburger*

*eine gar andere Natur und gerät uns nichts, wo nicht Lieb und Freud dabei ist. Aber dazumal war alles ein Elend und eine Fron. Wer uns daraus erlösen wollt! Ist auch erfüllt worden. Nach sechs Jahren ist der König zum Besuch nach Litauen gekommen.... Mit einem Mal wendet er sich uns zu ... und hält eine Rede an uns. ... und wir haben davon nicht ein Sterbwörtel verstanden. ... Da vernehmen wir endlich aus seinem Mund, obzwar nicht an uns vermein, ein Wort: ‚So wird denn die Wüsten zum Acker werden, und der Acker für einen Wald gerechnet werden‘. Dasselbige Wort geht in unsere Salzburgerischen Ohren und lässt uns freudig aufhören, wir vermeinen, der König spricht mit einem Mal salzburgisch und hat doch das heilige Gotteswort in des Luthers Sprach gesagt, ... Von Stund an ist der Segen gekommen. ... so haben wir durch viele Ordnungen, so er erlassen, bald gespürt, wie er von allen unseren Beschwerden gewußt und mit großer Huld oft über unsre Hoffnung geholfen hat. Das ist auch nicht um ein Tüpfel anders geworden bei seinem Sohn, unserem jetzigen Herrn.“*

Die Salzburger waren nach und nach auf verschiedene Dörfer verteilt worden, so dass fast keine geschlossenen Salzburger Siedlungen entstanden. Der Grund lag darin, dass sich bereits nach der Entvölkerung durch die Pest litauische Bauern angesiedelt hatten, auch Zuwanderer aus anderen Regionen, z. B. Schweizer und Nassauer, zuvor zugezogen waren. Weil es zu keiner Ghettobildung kam, haben sie vermutlich auch ihre Mundart nicht bewahren können. Die Angleichung der Sprache geschah offenbar

schon nach zwei Generationen, nämlich bei den Enkeln der eingewanderten Großeltern. Während bekannt ist, dass mancherorts bei geschlossenen Ansiedlungen deutschsprachiger Auswanderer der Dialekt über Jahrhunderte erhalten blieb, ist er bei den Salzburger verlorengegangen. Sie sprachen schließlich das unverwechselbare Ostpreußisch, obwohl sie einen unverkennbaren Hang zu einem Zusammenhalt untereinander pflegten. Die Zusammengehörigkeit führte dazu, dass sie nicht nur eigene Schulen gründeten, sondern auch besondere Pfarrgemeinden mit eigenen Pfarrern hielten. Schon auf der Reise von Berlin nach Ostpreußen waren den Einwanderern junge Prediger mitgegeben worden, die nach den damals neuen Ideen des Pietismus in Halle ausgebildet worden waren. Kern der Lehre war die Bewährung des Menschen in täglicher Arbeit für seine Mitmenschen und der Nutzung der dem Menschen geschenkten Zeit. Barmherzigkeit und Nützlichkei, Frömmigkeit und Fleiß waren bestimmende Elemente des täglichen Lebens.

Auch die mitreisenden Theologen bewunderten die Glaubenskraft und den Bekennermut der Salzburger, bemerkten aus ihrer Sicht jedoch durchaus kritisch, dass die Buße bei ihnen noch nicht allgemein üblich war. Vor allem aber widersetzten sie sich der Einsicht, dass Tanzen und Kartenspielen prinzipiell Sünde seien.

Die Salzburger waren regelmäßige Kirchgänger. Die Strenge und Schlichtheit der Lebensweise, gelegentlich bis zur Kargheit betrieben, war auch in der sehr zurückhaltenden Ausstattung der Kirchen erkennbar. Herbert Reinecker, der bekannte Fernsehautor, lässt das

einen Pfarrer, der eine Pfarrei in einem kleinen Dorf in der Nähe von Stallupönen antrat, in seiner Novelle „Der Jesus von Stallupönen“ folgendermaßen beschreiben:

*„Ich musste zufrieden sein mit der kleinen Kirche. Als ich sie das erste Mal sah, dachte ich, da bist du an das ärmste Gotteshaus der Welt geraten. Kahle Wände, kahles Gestühl, der Altar ein Möbelstück, das sich nicht mit sakraler Aura umgeben konnte, keine Größe, kein Reichtum, keine Bildnisse von Engeln und Aposteln, nichts also, was das Wort Gottes daran hindern konnte, dieses kahle Haus donnernd zu erfüllen.“*

Der rege Besuch der Gottesdienste durch die Salzburger und ihre Beschäftigung mit Büchern und Schriften erzeugte in der Umgebung der neuen Bürger Bewunderung. Ein Verschmelzungsprozess mit der ansässigen Bevölkerung kam wohl deshalb relativ unproblematisch zustande, weil die Ansiedlung der Salzburger nicht konzentriert, sondern zersplittert geschah. Deshalb wird bei der Bevölkerung Ostpreußens ein mehr oder minder starker Salzburger Einschlag angenommen. Trotz des Zusammenhalts der Nachkommen der Exulanten, aber wegen der eingetretenen Vermischung sind nur wenige Familien bis in die neueste Zeit reine Salzburger geblieben.

Die „Salzburger“, wie sie genannt wurden, haben nach dem ersten Erschrecken über eine Umwelt, die sich von ihrer Heimat so extrem unterschied, rasch zu einem Gefühl der Landeszugehörigkeit gefunden, aber

dennoch ihr Gruppenbewusstsein bewahrt. Was modernen Industriegesellschaften so schwer fällt, eine Integration von Zuwanderern, die nicht auf einem Identitätswechsel beruht, gelang im damaligen Preußen. Die Herkunft und das Wissen, dass die Vorfahren ihres Glaubens wegen standhaft geblieben sind und viel Mühsal auf sich genommen haben, war ein fester Bestandteil des Bewusstseins, wie es von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Dazu gehörte auch das Interesse an dem Land, das vor der Ausweisung über Jahrhunderte die Heimat der Vorfahren war.

Entscheidend für eine geglückte Integration werden bei den Nichtangesessenen deren Jugend, Gesundheit und Arbeitskraft angesehen, bei den Angesessenen der Grund und Boden, der in Kapital umgewandelt werden konnte. Ferner war wichtig die Verfügbarkeit von Land in der neuen Heimat, auf dem eine Existenz aufgebaut werden konnte.

Welchen Charakter haben die aus verschiedenen Wurzeln stammenden Ostpreußen? Es ist sicher kein Zufall, dass ein seit 1825 jährlich erscheinendes Kalenderbuch den Titel „Der redliche Ostpreuße“ trägt. Und wie sieht es mit denen aus, deren Vorfahren ganz oder überwiegend Salzburger waren?

Eine wohl nicht überbietbare positive Einschätzung stammt von Ernst-Moritz Arndt: *„Es ist ein prächtiges deutsches Volk, die Preußen, besonders die Ostpreußen, und was dort von den Salzburgern stammt“.*

## Mein Heimatland

Sie sagen all', du bist nicht schön,  
mein trautes Heimatland,  
du trägst nicht stolze Bergeshöh'n  
nicht rebengrün Gewand;  
In deinen Lüften rauscht kein Aar,  
es grünt kein Palmenbaum.  
Doch glänzt der Vorzeit Träne klar  
an deiner Küste Saum.

Und wenn ich träumend dann durchgeh'  
die düst're Tannennacht  
und hoch die mächt'gen Eichen seh'  
in königlicher Pracht,  
wenn rings erschallt am Memelstrand  
der Nachtigallen Lied,  
und ob dem fernen Dünensand  
die weiße Möwe zieht:

Dann überkommt mich solche Lust,  
dass ich's nicht sagen kann.  
Ich sing ein Lied aus voller Brust,  
schlag froh die Saiten an.  
Und trägst du auch nur schlicht Gewand  
und keine stolzen Höh'n.  
Ostpreußen, hoch, mein Heimatland,  
wie bist du wunderschön!

*Johanna Ambrosius*

# Der Wehlauer Pferdemarkt

Von Hans Sierski

Wer Wehlau in Ostpreußen kennt, wird auch den Wehlauer Pferdemarkt (man sagt, dass es der größte Pferdemarkt Europas gewesen sei) kennen und ihn besucht haben.

Auf diesem Pferdemarkt, der alljährlich stets am Montag nach dem 1. Juli anfang, tat sich was. Vierzehn Tage vorher waren die vielen Ställe mit Pferden erster Klasse überfüllt. Vor und in den Ställen bahnte sich trotz Verbot (vor dem festgesetzten Tag durfte weder Handel noch Verkauf stattfinden) in diesen Tagen ein reger Handel an.

Zu dem Pferdemarkt sparte die ländliche Bevölkerung der gesamten Provinz schon das ganze Jahr, um die „Pferdstage“ besuchen zu können, denn außer dem Pferdemarkt mit seinem einmaligen großen Auftrieb und Handel lockte noch so manches Privatvergnügen in vielseitiger Form. Schon die Auffahrt am Montag früh bei der Eröffnung war ein einmaliges Erlebnis. Wochenlang vorher konnte man auf den Straßen der Provinz Planwagen mit hinten und an den Seiten angebandenen Pferden der Bauern und Händler auf der Auffahrt zum Pferdemarkt sehen. Je näher sie der Stadt Wehlau kamen, desto größer wurde die Anzahl dieser Wagen, so dass allmählich Trecks entstanden. An dem Sonntag vorher waren kilometerweit die Auffahrtsstraßen, umliegende Dörfer, Wiesen und Plätze der Stadt Wehlau mit Wagen und Pferden überfüllt. Für die Autos waren besondere, große Parkplätze angelegt. Zur Aufrechterhaltung des

Verkehrs und der Ruhe und Ordnung war die gesamte Landpolizei des Kreises zusammengezogen, die durch die Stadtpolizei verstärkt wurde.

Am Montag früh des großen Pferdemarktes begann der Auftrieb auf den großen Schanzenwiesen, die von der Stadtkämmerei schon wochenlang vorher mit Holmen zum Anbinden der Pferde, Sperren und Tränken vorsorglich versehen waren. Beim Auftrieb kam man erst an dem Stadtsäckel vorbei, wo für jedes Pferd und jeden Wagen ein Standgeld gezahlt werden musste. Dieses brachte dem Stadtsäckel einen schönen Betrag ein – wenn man bedenkt, dass vor dem Krieg an einem Pferdemarkt 16.000 Pferde, dazu der umfangreiche Wagenpark, aufgetrieben und aufgefahren waren. An dem Montag fuhr nun sternförmig aus allen Himmelsrichtungen Wagen hinter Wagen (meistens Planwagen), reich bestückt mit Pferden, zwischendurch zusammengekoppelte Pferde, nach den Schanzenwiesen. Diese waren nach den aus der Schwedenzeit stammenden wuchtigen Schanzen benannt, die die Wiesen von der Nordseite in Kilometerlänge einrahmten. Auf der Höhe der Schanzen befand sich ein breiter, mit alten Kastanien und Lindenbäumen eingesäumter Promenadenweg.

Sämtliche Straßen der Stadt Wehlau waren mit Wagen und Pferden überfüllt. Es ging nur schrittweise vorwärts, da außer der Sperre für das

Standgeld noch die Sperre für die tierärztliche Untersuchung passiert werden musste. Mehrere Tierärzte nahmen eine eingehende Untersuchung der Pferde vor. Der ostpreußische Königsberger Rundfunk war bei dem Eröffnungsauftrieb zur Stelle und übertrug über den Äther dem gesamten Deutschland und darüber hinaus dem Ausland dieses einmalige Geschehen. Bei dieser Reportage durfte nie das Wehlauer Original Role Rosengart fehlen, der in ostpreußischer Mundart seine selbstverfassten Schnurren und Gedichte vorbrachte, die stets erheiternden Anklang fanden.

Die Auffahrt der Wagen und Pferde am Montag dauerte den ganzen Tag und setzte Dienstag früh wieder ein, wo sie bis mittags dauerte, darauf sah man noch vereinzelte Wagen und Pferde bis zum Abend zum Markt streben. Daraus kann man das Ausmaß dieses einmaligen Auftriebs ersehen.

Auf dem Marktplatz der Schanzewiesen wurden Wagen an Wagen und Pferd an Pferd in Reih und Glied in musterhafter Ordnung aufgefahren und aufgestellt. Bis zum Jahre 1933 war noch eine Ecke (am Kugelfang der Schützengilde) ein vielbesuchter Anziehungspunkt. Dort waren die Zigeuner mit ihren Wohn- und Planwagen mit Pferden aufgefahren. Hier entwickelte sich ein romantisches Lagerleben mit Lagerfeuer, Zigeunermusik, Wahrsagen aus der Hand, Kartenlegen und so weiter.

Zu dem Pferdemarkt waren nicht nur Händler und Aufkäufer aus der Provinz und dem gesamten Deutschland, besonders aus dem Westen, erschienen, sondern auch aus dem Ausland. Zu einem Teil gehörten zu

den Händlern die sogenannten Deuwels Zujager, die Koppscheller, die eine besondere Klasse bildeten. Ihre urwüchsigen Ausdrücke waren voller Humor, auch sehr drastisch.

Der Handel setzte am Montag früh mit voller Kraft und Blüte ein. Händler fuhren schon in aller Herrgottsfrühe mit ihren Autos weit ins Land diesen Pferde- und Wagentrecks entgegen, um sich das beste Pferdmaterial vorweg zu sichern. Auf dem Pferdemarktplatz dauerte der Handel bis spät in den Abend hinein und setzte anderntags mit dem Morgengrauen wieder ein. Jeder Abschluss eines Pferdekaufes wurde mit einem kräftigen, weit schallenden Handschlag besiegelt und meistens mit einigen Lagen Schnaps und Bier begossen. Es war ein Brodeln von Pferdegewieher, Schreien und Rufen der Käufer und Verkäufer und sonstigen Teilnehmern weiblichen und männlichen Geschlechts, die in unübersehbarer Anzahl als Zaungäste dieses lebhaftes Schauspiel ansahen und genossen. Dieser Markttrubel wurde noch durchsetzt und erhöht durch die betriebsamen Restaurationsbuden, die in reicher Anzahl aufgestellt waren und in denen Musikkapellen spielten, nicht schön – aber laut! Auch fand man in reichhaltiger Anzahl Nürnberger und Thorner Pfefferkuchen sowie Wurst, Kaffee, Spielwaren und sonstige Buden, worunter der „Schweißweg“ nicht fehlen durfte.

Einen besonderen Platz nahm der Vergnügungsrummel ein. Es fehlte da an nichts, man fand Achter- und Autobahn, Liliputaner, die Dame ohne Unterleib, Würfel- und sonstige Schaubuden, der billige Jakob fehlte nie, sowie der „Haut den Lukas“ für

starke Männer. In der Stadt selbst war in sämtlichen Sälen und Gaststätten Hochbetrieb, wo man bei einem Kabarett, Bedienung von zarter Hand oder sonst wie seine Dittchens loswerden konnte. Um dem Andrang dieser Menschenmassen versorgungsmäßig gerecht zu werden, hatten die Gaststätten ihre Privaträume in weitgehendem Maße dazugenommen und hergerichtet. Die Polizeistunde war an den Markttagen aufgehoben und man konnte Tag und Nacht behende wegzaubern. Man sah in den frühen Morgenstunden so manchen Händler, Bauern oder auch Städter, selig auf einem Stuhl in einem Lokal schlafen. Ganz Wehlau war mit Menschen so überfüllt, dass schon acht Tage vor dem Pferdemarkt die Hotels und Gastwirtschaften überbelegt waren. Ein großer Teil der Händler und Besucher war privat einquartiert. Man vermietete sogar seine Ehebetten und schlief um des schönen Verdienstes willen auf einer primitiven Unterlage auf dem Erdboden. Händler oder sonstige Schlachtenbummler, die es sich leisten konnten oder ein Auto besaßen, wohnten über Nacht in den Nachbarstädten, besonders in den Hotels der Provinzhauptstadt Königsberg. Die Eisenbahn machte bei dem Pferdemarkt auch ihr gutes Geschäft. Sonderzüge waren

eingesetzt, sogar hin und zurück von Berlin. Ganze Güterzüge wurden zum Abtransport der Pferde, deren Zahl in die Tausende ging – hauptsächlich nach dem Westen – eingesetzt.

Aus Anlass des Pferdemarktes fand gleichzeitig noch eine größere landwirtschaftliche Ausstellung statt, beschickt mit landwirtschaftlichen Maschinen und edlen Zuchttieren, die von der ländlichen Bevölkerung mit sichtlichem Interesse besucht wurde.

Dieses Pferde- und Jahrmarktsfieber mit dem anschließenden Höhepunkt „Goldener Sonntag“ dauerte weit über drei Wochen. Als vor 1933 noch das Schützenfest auf der Schanze eine ganze Woche dauerte, kam man in dieser Sommerzeit vier bis fünf Wochen nicht zur Ruhe. Für die Stadt selbst war der wochenlange Markttrubel ein sehr gutes Geschäft. Wenn dann wieder Ruhe eintrat, atmete man als Bewohner der Stadt auf. Das Geschäft und die einmalige Abwechslung in Ehren, aber was zu viel ist, ist zu viel, man sehnte sich nach dem ruhigen Tages- und Geschäftsverlauf. Die Stadt versank wieder in ihr altgewohntes, ruhig bürgerliches Leben. Nur am Stammtisch und beim Kaffeeklatsch wurde noch monatelang darüber gesprochen und manches drollige Erlebnis neu aufgefrischt.

*Aus „Ostpreußen und seine Originale in Anekdoten und Histörchen“*

# Vor hundert Jahren – Die Volksabstimmung in Ostpreußen am 11. Juli 1920

Am 8. Januar 1918 veröffentlichte US-Präsident Woodrow Wilson sein Vierzehn-Punkte-Programm, das die Basis für den Waffenstillstand und die nachfolgenden Friedensverhandlungen bildete. Im Punkt 13 forderte er: „Es sollte ein unabhängiger polnischer Staat errichtet werden, der die von unbestritten polnischer Bevölkerung bewohnten Gebiete einschließen sollte, dem ein freier und sicherer Zugang zum Meer zugesichert werden sollte und dessen politische, wirtschaftliche Unabhängigkeit und territoriale Unverletzlichkeit durch internationale Abkommen garantiert werden sollten.“ Den Zugang zum Meer wollten die polnischen Politiker durch den Anschluss Danzigs und Westpreußens an den neuen polnischen Staat gewinnen, obwohl ihnen der ethnische Status, die wirtschaftlichen und kulturellen Verbindungen Danzigs mit dem Reich und das deutsche Gesicht der Stadt bewusst waren. In diesem Zusammenhang wurde auch die Zugehörigkeit Ostpreußens zum Deutschen Reich in Frage gestellt.

Roman Dmowski, der Leiter der polnischen Delegation auf der Friedenskonferenz, stellte 1919 in einer Denkschrift die polnischen Gebietsansprüche vor: Westpreußen mit Danzig, die Provinz Posen und Oberschlesien. Dabei verlangte er auch die Einverleibung Ostpreußens, evtl. Südostpreußens in den neuen polnischen Staat. Dmowski hatte sich bereits 1915 zum Thema der zukünftigen polnischen Grenzen geäußert:

„Die ethnische Frage soll die Grundlage für die Bestimmung der Grenzen des Polnischen Königreiches sein, aber bei der Bezeichnung der Westgrenze wird es notwendig sein, diese Grundregel zu verlassen und die strategischen Möglichkeiten und die geographischen Einzelheiten zu berücksichtigen.“

Bei den Verhandlungen lehnte die polnische Delegation einen „Korridor“ zur Ostsee durch das deutsche Reichsgebiet ab. Im Fall, dass Ostpreußen nicht an Polen angeschlossen würde, sollte das Land vom Deutschen Reich abgetrennt werden und einen eigenen Staat bilden.

Am 9. Januar 1920 unterzeichneten in Paris der Vorsitzende der Unterkommission für polnische Fragen, General Henri Le Rond, und der Vertreter des Deutschen Reiches, Dr. Walther von Simson, den Vertrag über die Durchführung der Volksabstimmung. Entsprechend den Art. 94-97 des Versailler Vertrages sollte in 15 west- und ostpreußischen Kreisen eine Volksabstimmung über den Verbleib bei Deutschland oder die Abtretung an Polen entscheiden. Es handelte sich um einen Teil des Marienburger Kreises aus dem ehem. Regierungsbezirk Danzig, der östlich der Nogat lag; drei Kreise des Regierungsbezirks Marienwerder, die ostwärts der Weichsel lagen (Stuhm, Marienwerder und Rosenberg); den gesamten Regierungsbezirk Allenstein mit der Stadt und neun Landkreisen (Osterode, Allenstein, Neidenburg, Ortelsburg, Sensburg,

Rößel, Lötzen, Johannisburg, Lyck) und um den südlichsten Kreis des Reg.-Bez. Gumbinnen (Oletzko). Das gesamte Abstimmungsgebiet umfasste etwa 15.000 qkm mit 543.000 stimmberechtigten Personen. Am 14. April 1920 gab die Interalliierte Kommission das Abstimmungsreglement heraus und setzte Sonntag, den 11. Juli 1920, als Abstimmungstag fest. Das Reglement bestimmte, dass jede Gemeinde einem Wahlbezirk entsprach, und so wurde das ganze Gebiet in 1.704 Stimmbezirke aufgeteilt. In den Wahlbezirken entstanden Abstimmungsausschüsse, die sich aus je zwei Deutschen und zwei Polen zusammensetzten und unter der Kontrolle der Alliierten standen. Wenige Wochen nach Inkrafttreten des Versailler Vertrages musste das deutsche Militär bis zum 5. Februar 1920 aus allen Garnisonen des Abstimmungsgebietes abziehen. Nachdem die deutschen Truppen das Gebiet geräumt hatten, rückte in

Allenstein britisches Militär ein. Gleichzeitig wurden die Grenzen zum Abstimmungsgebiet geschlossen. Am 12. Februar übernahm eine Interalliierte Kommission aus britischen, französischen, italienischen und japanischen Offizieren die Verwaltung in Allenstein. Präsident der Kommissionen war der Brite Sir Ernest Rennie. Die Kommission sollte den Verlauf der Abstimmung überwachen und nach Beendigung der Abstimmung den Alliierten einen dem Abstimmungsergebnis entsprechenden Vorschlag über die Grenzziehung zwischen Polen und Deutschland vorlegen.

Für die Kontakte zu den alliierten Kommissionen und zur deutschen Zivilverwaltung, zum Oberpräsidenten sowie zur Regierung wurden Reichs- und Staatskommissare ernannt, in dem Abstimmungsbezirk Allenstein Wilhelm Freiherr von Gayl, hier in der Mitte sitzend mit seinem Stab im Sitzungssaal der Allensteiner Bezirksregierung.



Seine Aufgaben umfassten die Vertretung des Deutschen Reiches gegenüber der Interalliierten Kommission in allen das Abstimmungsgebiet betreffenden Fragen, die Vertretung der Interessen der deutschen Bevölkerung gegenüber der Interalliierten Kommission und ihren örtlichen Dienststellen, die Kontakte zwischen den deutschen und preußischen Zentralbehörden und den örtlichen Behörden der Abstimmungsgebiete, welche der Aufsicht der Interalliierten Kommission unterstanden, die Zusammenarbeit mit den Vertretungen der deutschen Heimatsorganisationen (Ostdeutscher Heimdienst, Deutscher Schutzbund), der politischen Parteien, Presse usw. und die Erhaltung und Stärkung der deutschen nationalen Bewegung sowie die Bekämpfung der polnischen Maßnahmen zur Beeinflussung der Abstimmung.

Am 22. März 1919 wurde von Superintendent Paul Hensel aus Johannisburg „... zur Abwehr polnischer territorialer Wünsche“ die Gründung eines

deutschen Masurenbundes angeregt. Einige Tage darauf erfolgte in Allenstein die Gründung eines Arbeitsausschusses Allenstein gegen die Polen- gefahr, der später in Bezirksstelle Allenstein des Ostdeutschen Heimdienstes umbenannt wurde. Beide Vereinigungen wurden am 14. Juli 1919 zum Masuren- und Ermländerbund zusammengeschlossen, dessen Leitung Max Worgitzki übernahm. Er schuf zur publizistischen Unterstützung die Ostdeutschen Nachrichten, um so auch die abgelegensten Dörfer und Höfe zumindest schriftlich mit den Idealen und Vorstellung des Masuren- und Ermländerbundes vertraut zu machen. In kurzer Frist bildeten sich daraufhin in fast jedem Ort entsprechende Heimatvereine, deren Zahl im September 1919 schon auf 1.046 Ortsgruppen mit insgesamt 206.313 Mitgliedern angestiegen war. Durch intensive Werbung gelang es, die Mitgliederzahl des Masuren- und Ermländerbundes bis zum Juni 1920 auf 225.000 Personen zu steigern.



*Der Vorstand der Bezirksstelle Allenstein, rechts Max Worgitzki*

Gemäß Art. 95 des Versailler Vertrages durften auch diejenigen Ostpreußen an der Abstimmung teilnehmen, die inzwischen im übrigen Reichsgebiet wohnten. Diese summierten sich auf die beachtliche Anzahl von 157.428 Personen, die bis zum 11. Juli in Ostpreußen eintrafen. 86.637 nutzten die kostenlosen Beförderungsmöglichkeiten des neu geschaffenen Seedienstes

Ostpreußen, der am 29. Januar 1920 den Verkehr aufgenommen hatte. Von den Häfen Swinemünde und Stolpmünde aus gelangten am 7. Juli 1920 ca. 13.500 Abstimmungsteilnehmer auf 21 Schiffen nach Pillau, um von dort mit dem Zug in die Heimatorte weiterzureisen. Insgesamt wurden 29 Schiffe eingesetzt.



*Ankunft der Abstimmungsteilnehmer in Pillau*



*Meldestelle am Allensteiner Bahnhof*

Die übrigen 70.791 Personen erreichten das Abstimmungsgebiet auf dem Landweg, wobei viele Sonderzüge vom westlichen Reichsgebiet aus eingesetzt wurden. Zahlreiche Organisationen, wie das Deutsche Rote Kreuz, aber auch Schulen oder Privatpersonen, halfen durch kostenlose Essenausgabe, kostenlose Beförderung mit Pferd und Wagen in die Heimatorte etc., die oft beschwerliche und lange Anreise zur Abstimmung zu ermöglichen und zu erleichtern. Auf dem Land- und Seeweg kamen etwa 37 Prozent aller Abstimmungsberechtigten nach Ostpreußen.

Kurz vor dem Abstimmungstag organisierten deutsche Behörden und Heimatvereine in Ermland und Masuren in allen Städten und größeren Ortschaften des ostpreußischen Abstimmungsgebietes große Veranstaltungen, die Demonstrationen des

Deutschtums waren. Die deutschen Einwohner schmückten die Straßen mit Blumen und stellten Ehrenportalen mit Girlanden sowie Fahnen Preußens und Deutschlands auf. An den Veranstaltungen nahmen Zünfte und Innungen, Vereine und Gesellschaften sowie Parteien und Heimatorganisationen teil. Tausende von Menschen zogen in historischen Umzügen durch die Dörfer und Städte und zum Schluss versammelten sie sich zu Kundgebungen auf Marktplätzen und Hauptstraßen. Auch zahlreiche Trachten-, Sport- und Volksfeste fanden statt, die bei großer Teilnahme der örtlichen deutschen Bevölkerung den deutschen Charakter des Landes unterstreichen sollten.



*Hotel Deutsches Haus in Allenstein - Hauptquartier des Ostdeutschen Heimatdienstes während der Abstimmungswoche*

Aufgrund des „Pariser Abkommens“ vom 9. Januar 1920 verloren die deutschen Briefmarken im ost- und westpreußischen Abstimmungsgebiet am 12. März 1920 ihre Gültigkeit. Die alten Briefmarken sollten durch neue Abstimmungs-Postwertzeichen oder durch die bestehenden Briefmarken

mit einem Abstimmungs-Aufdruck ersetzt werden. Im Allensteiner Abstimmungsgebiet waren z.B. die Germania-Marken des Deutschen Reiches sowie die fünf sog. Freimarken mit den Aufdrucken Plebiscite, Olsztyn Allenstein gültig. Ihre Gültigkeit endete am 14. September 1920.

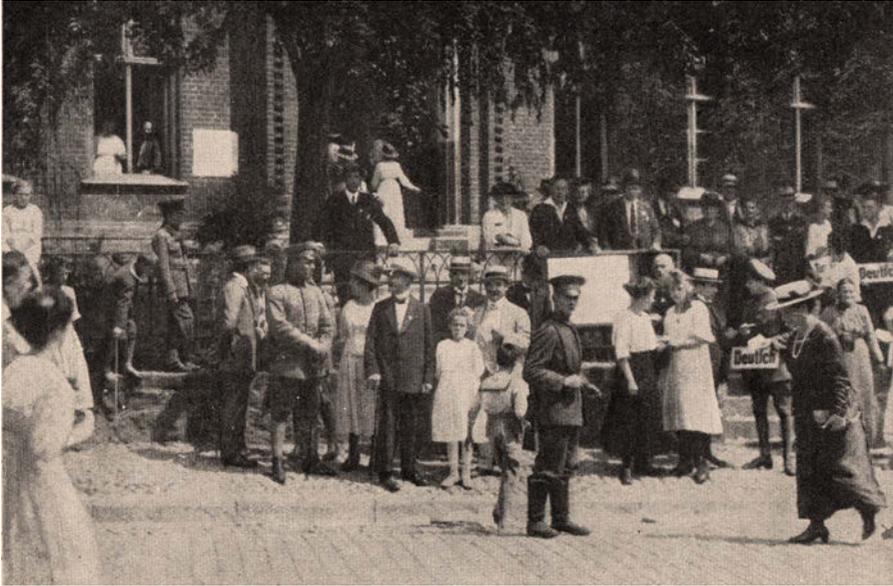


Das Soldaugebiet war wegen seiner bedeutenden Eisenbahnverbindungen ohne Abstimmung Polen zugeschlagen worden. Nach der Übergabe im Januar 1920 wuchs in der Bevölkerung die Unzufriedenheit. Besonders erbitterte, dass alle führenden Funktionen an Personen von außen übertragen wurden. Das herrschende Chaos und die Misserfolge der polnischen Verwaltung bewirkten, dass

sich immer mehr Bewohner dafür entschieden, nach Ostpreußen zu übersiedeln. Es waren Menschen, die ihre Posten oder ihre Existenzgrundlagen verloren hatten, aber auch solche, die im polnischen Staat nicht leben wollten. Angesichts der schwierigen Lage an der polnisch-sowjetischen Front wurde am 26. Juni 1920 in Soldau die Mobilisierung aller Männer bis zum Alter von 35 Jahren verkündet. Dies

führte zur Massenflucht junger Männer nach Ostpreußen. Die etwa 1.500 Flüchtlinge wurden in den Kreisen Neidenburg, Osterode und Ortelsburg aufgenommen. Die Ankunft dieser Menschen kurz vor der Abstimmung war das beste antipolnische Argu-

ment. Obwohl Soldau nicht im Abstimmungsgebiet lag, erhielten die in diesem Gebiet geborenen Einwohner das Stimmrecht. Am Abstimmungstag schaute die gesamte deutsche Bevölkerung des Soldaugebietes zu den Landsleuten jenseits der Grenze.



*Am 11. Juli vor einem Abstimmungslokal*

Am 11. Juli 1920 herrschte schon am frühen Morgen im gesamten Abstimmungsgebiet eine feierliche, ernste, aber auch zuversichtliche Stimmung. Straßen, Plätze und besonders die Stimmlokale waren mit Girlanden, Blumen und schwarz-weiß-roten Fahnen geschmückt. Viele deutsche Stimmberechtigte gaben schon in den Vormittagsstunden ihre Stimme ab, um anschließend im Kreis der Familie, der Freunde und der Bekannten auf die Ergebnisse zu warten. Wenn auch der Verbleib des südlichen Ostpreußens beim Deutschen Reich aufgrund der Erfahrungen und Erlebnisse in der

Vorbereitungsphase auf den 11. Juli von kaum jemandem ernsthaft in Zweifel gezogen wurde, war doch eine gewisse Spannung in der Bevölkerung vorhanden. Als dann in den Abendstunden die ersten Ergebnisse aus den kleineren Wahlbezirken bekannt wurden, erfasste alle Deutschen ein gemeinschaftliches Hochgefühl, welches in dieser Art in der Geschichte Ostpreußens einmalig war. Überall fanden bis spät in die Nacht Fackelzüge und Aufmärsche statt, die das Ergebnis der Abstimmung auch vor der anwesenden Presse sichtbar dokumentierten.



*Straßenschmuck vor dem Hohen Tor*

Das Ergebnis der Volksabstimmung - 97,5 Prozent für den Verbleib im Deutschen Reich - war ein Schock für die polnische Bevölkerung im Abstimmungsgebiet sowie in der Polnischen Republik. Die großen Hoffnungen hatten sich nicht erfüllt. Die Verleugnung der historischen Tatsachen und des Deutschtums im Abstimmungsgebiet gehörte zu den fundamentalen Fehlern in der Bewertung der polnischen Abstimmungschancen. Der politisch bedingte und unbegründete „Hurra-optimismus“ im Kampf um Gebiete,

die seit Jahrhunderten zunächst dem Ordensstaat gehörten, dann Teil des preußischen und deutschen Staates waren, konnte nicht zu einem Erfolg an den Wahlen führen. Und genau dies und nicht die der deutschen Seite vorgeworfene Agitation, Schikane, Erpressung, nicht die Teilnahme der Ost- und Westpreußen aus dem Reich, der polnisch-sowjetische Krieg und das schwache Engagement der polnischen Regierung in der Vorbereitungsphase waren entscheidend für das Abstimmungsergebnis.

an den Reichspräsidenten - und Staatskommissar  
Herzog von Gayl Allenstein  
Ostpreussen =

Blatt **N** 021

Reibung Nr.  
Telegraph Nr.

Aufgenommen den 11. Juli 1920  
um 3 Uhr 20 Min. nach  
von  
durch

**Telegraphie des Deutschen Reichs.**

Reichspräsident Ebert  
Eingegangen  
12 JUL 1920  
Tgl.-Nr.

Telegramm an: ... s. hertin 8+ 111/109 12/7 2,20 s ... 12. den / um Uhr Min. nachm.

das ganze deutsche Volk blickt von Stolz auf das Masurien- und  
ermittlungsgebiet Ostpreussen den Dank des Deutschen Reichs und  
meinen Dank zu vermitteln. Zu dem schönen Erfolge hat nicht zum  
mindesten ihre umsichtige Vertretung der deutschen Interessen, sowie die  
opferungsfreudige Tätigkeit des Heimatdienstes, Bezirksstelle  
Allenstein und der angeschlossenen Heimatvereine des Masurien- und  
ermittlungsgebietes beigetragen. Es ist mir ein Bedürfnis, ihnen Allen  
für ihre Arbeit zum Wohl des ganzen Deutschen Reichs meinen Dank  
auszusprechen. Reichspräsident Ebert

Glückwunschtelegramm von Reichspräsident Ebert  
an Reichskommissar von Gayl

Durch das gemeinsame Erlebnis der Vorbereitung und der Abstimmung wurde das Zusammengehörigkeitsgefühl der aus Ost- und Westpreußen in andere Reichsprovinzen verzogenen Deutschen gestärkt. Es entstanden Vereine heimattreuer Ost- und Westpreußen mit Schwerpunkten in Berlin, im Rheinland und in Westfalen

(Ruhrgebiet) sowie in Schlesien. Diese Vereine förderten zum einen den Zusammenhalt der in den übrigen deutschen Provinzen verstreut lebenden Ost- und Westpreußen, riefen zum anderen aber auch z.B. durch regelmäßige Gedenkveranstaltungen zum Tage der Abstimmung die östlichen deutschen Gebiete in Erinnerung.



Am 16. August 1920 erfolgte die Rückgabe des Abstimmungsgebietes an die deutsche Verwaltung im Sitzungssaal der Allensteiner Bezirksregierung. Links die deutsche Delegation, vorne der Präsident der Bezirksregierung von Oppen, daneben Reichskommissar von Gayl.

Rechts die interalliierte Kommission, vorne der Vorsitzende Sir Ernest Rennie.

Am 18. August verließ die Kommission Allenstein, gefolgt von den Besatzungstruppen. Noch am gleichen Abend kehrten die deutschen Truppen nach Allenstein zurück.



*Einzug der deutschen Truppen in Allenstein*

Texte: Die Volksabstimmung in Ost- und Westpreußen am 11. Juli 1920  
Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen (s. S. 79)

Fotos: Archiv der Stadtgemeinschaft Allenstein

Briefmarkensatz: Bruno Mischke



Am 19. August fanden in Jakobsberg unter großer Teilnahme der Bevölkerung die Feierlichkeiten zur Wiedervereinigung des Abstimmungsgebietes mit dem Deutschen Reich statt. Auch

hochrangige Regierungsmitglieder wie Vizekanzler Dr. Heinze und der preußische Innenminister Severing waren aus Berlin angereist, um die Rückkehr Ostpreußens zu feiern.

*G. Hufenbach*

# Das Abstimmungsdenkmal in Allenstein

Die Erinnerung an den für Ostpreußen großen Tag und das großartige Abstimmungsergebnis sollte nicht vergessen werden. Abstimmungseichen wurden gepflanzt und in Dörfern und Städten Erinnerungssteine und Denkmäler errichtet. Auch in Allenstein sollte ein Denkmal für das gesamte Abstimmungsgebiet entstehen. Elf Kreise waren an der Abstimmung beteiligt. Daher sah der Entwurf des Architekten Brurein aus Lyck elf Pfeiler für die Kreise vor, die als Zeichen der Einigkeit oben durch einen Ring verbunden waren.

Nachdem die Entscheidung für diesen Entwurf gefallen war, wurde nach einem geeigneten Standort gesucht. Zunächst wurden der Copernikusplatz, der Platz vor dem neuen Rathaus und der vor der Bezirksregierung in Erwägung gezogen. Die ersten beiden schieden aus Platzgründen aus, so dass nur der Platz vor dem Regierungsgebäude geeignet schien. Da der Denkmalsentwurf aber nach einem größeren, freien Raum verlangte, entschied man sich für einen Platz am Waldrand vor den ausgedehnten Anlagen von Jakobsberg.



Die elf Pfeiler trugen die Wappen der Kreisstädte und die Namen der Kreise. In dem oberen Ring stand das Abstimmungsergebnis mit folgender Inschrift:

**Am 11. Juli 1920 stimmten 363.209 für Deutschland - 7.980 für Polen.**

**Wir bleiben deutsch!**



# Masurenlied

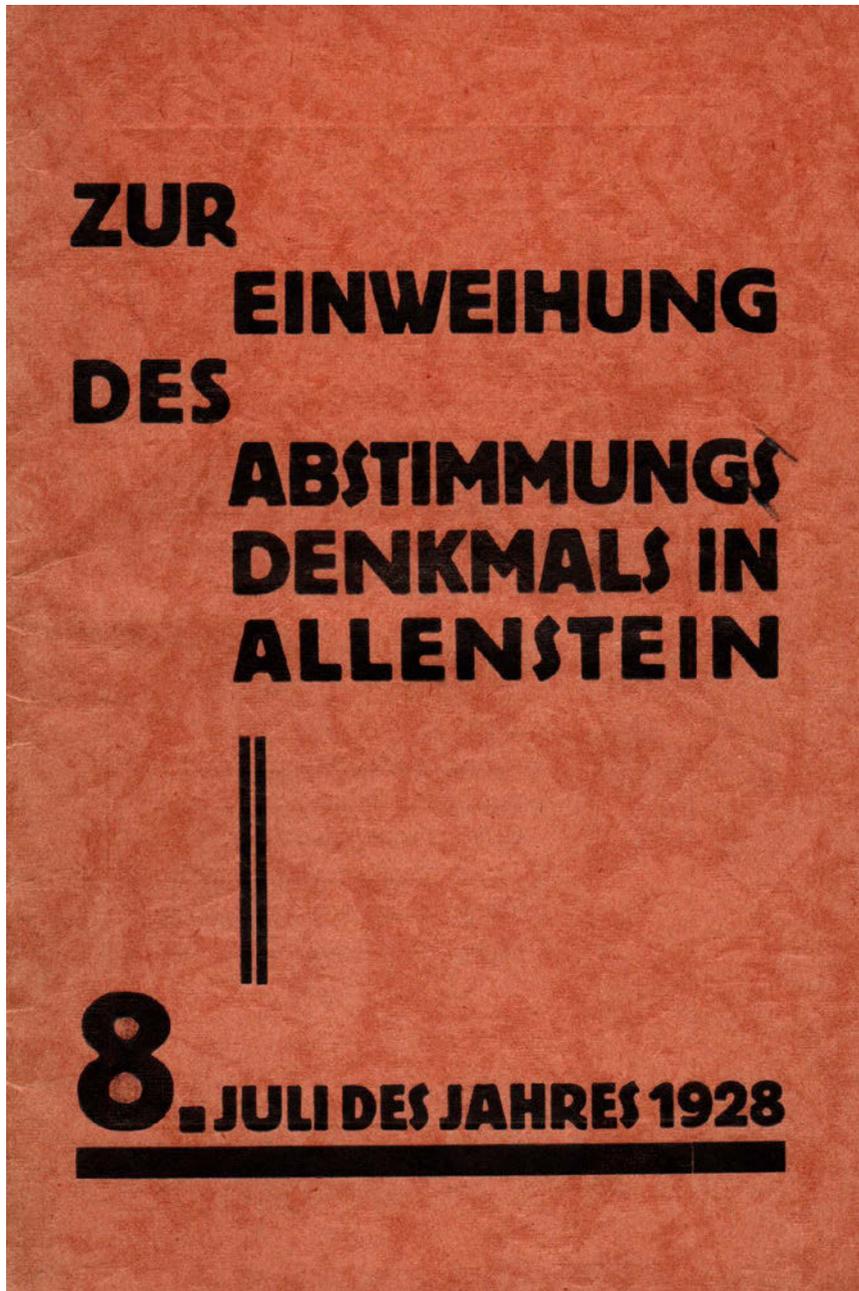
Fern im Ost, im deutschen Reiche,  
wo Tannenwälder, schlank und schön,  
wo wächst die wetterfest Eiche  
an Ufern fischbelebter Seen,  
da stand die Wiege meiner Tage,  
da träumt der Kindheit Träume ich,  
und hört des Deutschen Ordens Sage,  
Masurenland, wie lieb' ich dich!

Du Land der biedereren Masuren,  
wer dich geseh'n im Lenzeswehn,  
mit deinen Höhen, deinen Fluren,  
mit deiner Kette blauer Seen,  
der wird dein Bild sich treu bewahren,  
wenn er gepries'ne Länder sieht,  
und noch nach vielen, vielen Jahren  
Erinnerung durchs Herz ihm zieht.

Und in Erinnerung versunken  
den weiten Westen ich durchschau,  
und von Begeisterung ganz trunken  
mein Auge schaut durch Busch und Au,  
als dann, o Heimat, ich dir bringe  
den Gruß, der tief die Brust durchzieht,  
nach Osten schau ich dann und singe  
Masuren, dir, mein schönstes Lied!

*Dieses Lied wurde zur Zeit der Abstimmung 1920 von einem im Westen Deutschlands lebenden Masuren gedichtet. Der Verfasser ist unbekannt.*

# Die Einweihung des Abstimmungsdenkmals



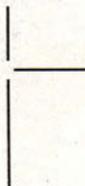
# *Festfolge*

Sonnabend, den 7. Juli 1928:  
5 Uhr nachmittags

Festspiel auf der Freilichtbühne in  
Waldfrieden (Zugang von Jakobs-  
berg über die Justusbrücke)

## Traum im Walde

von Max Worgitzki



8,30 Uhr abends

## Begrüßungsabend

in „Hindenburghöhe“.

## *Festfolge*

Sonntag, den 8. Juli 1928:

8 Uhr vormittags

Turmmusik vom Neuen Rathause.

12 Uhr mittags

Festzug von der Johannisbrücke  
nach Jakobsberg.

## Einweihung des Abstimmungsdenkmals

Ankunft der Sternstaffel aus dem  
ganzen Abstimmungs-Gebiet.

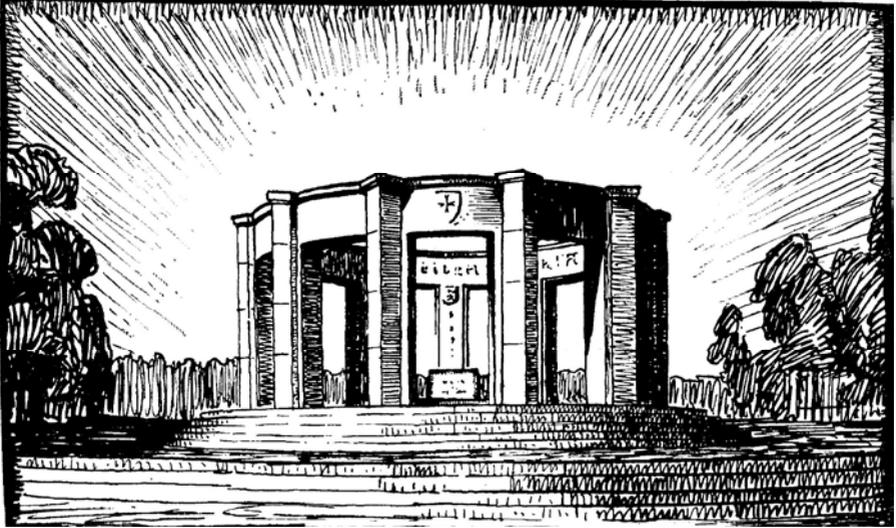
5 Uhr nachmittags

## Wiederholung des Festspiels

(Zugang wieder nur von Jakobs-  
berg über die Justusbrücke).

# Erinnerung an die Volksabstimmung in Allenstein

Von Viktor Freundt



Der verlorene Weltkrieg war aus, die Tage der Revolution waren vorbei. Unsere liebe Heimat jedoch fand noch keine Ruhe. Das Friedensdiktat zwang die Bewohner Ermlands und Masurens die Schmach der Volksabstimmung auf. Unvergesslich wird diese Zeit allen Teilnehmern bleiben. Anfangs ging ein Schrei des Unwillens und Entsetzens durch alle Herzen. Und dann kamen die unseligen Monate des Wahlkampfes. Es waren Wochen voller Hader, Ärger, Aufregung, voller Streit zwischen Einheimischen und polnischen Fremdlingen. Aber je näher der Tag der Entscheidung heranrückte, desto sicherer wurde es allen: Hier kann der Pole keine gastliche Stätte finden; dieses Land und Volk ist deutsch. In hellen Scharen waren unsere zur Abstimmung berechtigten Brüder und Schwestern aus dem

ganzen deutschen Vaterlande über See, aber auch durch den polnischen Korridor zu uns geeilt, um mit abzustimmen. Ein jeder suchte die Stadt, das Dorf, das Haus auf, wo einst seine Wiege stand. War das ein Willkommen, ein Wiedersehen! Unsere Heimatvereine hatten vollauf zu tun, um diese kleine Völkerwanderung von 128.000 lieben Gästen unterzubringen. Aber Hochstimmung half über alle Schwierigkeiten hinweg. Jeder bot, so gut er es hatte, die Gäste nahmen es, wie es geboten war: mit herzlicher Freude.

Unser ganzes Abstimmungsgebiet hatte ein Festkleid angelegt. Jede Stadt, jedes Dorf, jeder Bahnhof prangte im Schmuck des Laubes, des Tannengrüns und unzähliger Flaggen. Und überall dazwischen das Zeichen der Heimatvereine: der weiße Schild

mit dem schwarzen Kreuz. Der Abstimmungssonntag, der 11. Juli 1920, rückt heran. Am Vortag wird in sämtlichen Heimatvereinen unseren lieben Gästen ein würdiges, fröhliches Willkommensfest geboten. Das waren die deutschen Tage mit prachtvollen Festumzügen, Musik, Ansprachen, Theatervorstellungen. Allen voran die Hauptstadt Allenstein. Unter Mitwirkung von Berliner Bühnenkünstlern finden im Stadttheater Festaufführungen statt. Der herrliche Stadtwald wird zur Freilichtbühne für die Aufführung von Schillers „Wilhelm Tell“. Verschiedene Gesangvereine und Sportvereine wetteifern miteinander. Die Abgesandten der größten deutschen Zeitungen sind gekommen und wollen Zeuge und Berichterstatter unseres Abstimmungssieges sein.

Die festlichen Veranstaltungen erfüllen ihren Zweck. Voll heller Begeisterung und froher Zuversicht drängt sich am 11. Juli alles zu den Urnen. Jeder will am liebsten noch am Vormittag seine Wahlpflicht erfüllen. Die polnischen Zettelverteiler finden wenig Abnehmer. Das polnische Hauptquartier, der „Reichshof“ in Allenstein, steht still und verlassen hinter Stacheldraht und Spanischen Reitern wohlverwahrt und von Abstimmungspolizei bewacht. Kaum, dass sich einmal ein Gesicht am Fenster zeigt. Im deutschen Haupt- und Pressequartier dagegen, im Hotel „Deutsches Haus“, herrscht reges Leben. Hier wird bis zuletzt fieberhaft gearbeitet. Etwa um 2 Uhr nachmittags fahren die Autos vor. Versammlungsredner und Berichterstatter der großen Zeitungen steigen ein, und fort sausen sie in den Landkreis Allenstein hinein. Sie wollen sehen, wie die Stimmung und Wahlbeteiligung dort sind. Über

Thomsdorf, Darethen, Stabigotten, Grieslienen geht die Fahrt nach Dietrichswalde und weiter nach Schönfelde und Schönbrück. Gerade in diesen Orten hat es große Wahlkämpfe gegeben. Heute aber herrscht allenthalben größte Zuversicht.

Als dann abends die Wahlergebnisse bekannt werden, da stimmt die freudig bewegte Menge überall in den Dörfern und Städten deutsche Jubelhymnen und Vaterlandslieder an.

97,5 vom Hundert der Bevölkerung haben für Deutschland gestimmt, nur 2,5 vom Hundert für Polen. An diesem Ergebnis können alle diplomatischen Künste, selbst der Hohe Rat in Paris nicht rütteln. Und was sagt die Abstimmungskommission dazu? Der Japaner blickt äußerlich unbeweglich drein wie immer. Der Engländer lächelt, der Italiener sinnt nach und sagt: „Wo waren da eigentlich die Sachverständigen von Paris?“ Die Franzosen aber machen strenge Gesichter und meinen untereinander: „Es ist unglaublich!“

Es war in Wahrheit ein unglaublicher Erfolg. Sie alle: die aus Deutschland, die Ermländer, die Masuren, ob deutscher oder nichtdeutscher Muttersprache, alle hatten ihre Pflicht getan. Einigkeit, Geschlossenheit und ein unbeugsamer Wille, deutsch zu bleiben, war belohnt worden.

Nach kurzer Zeit übergab die fremde Kommission die Verwaltung wieder in die Hände des heimgekehrten Regierungspräsidenten. Zwei Tage darauf war sie bereits abgereist, die Besatzungstruppen folgten ihr auf dem Fuße. An demselben Abend noch rückten unsere Soldaten, freudig begrüßt, wieder in ihre Garnisonen. Sie und wir alle waren heimgekehrt.

# Allenstein gestern und heute

Präsentation des Stadtpräsidenten bei unserem Jahrestreffen 2019



*Links Stadtpräsident Grzymowicz, rechts Übersetzer Dr. Bauknecht*





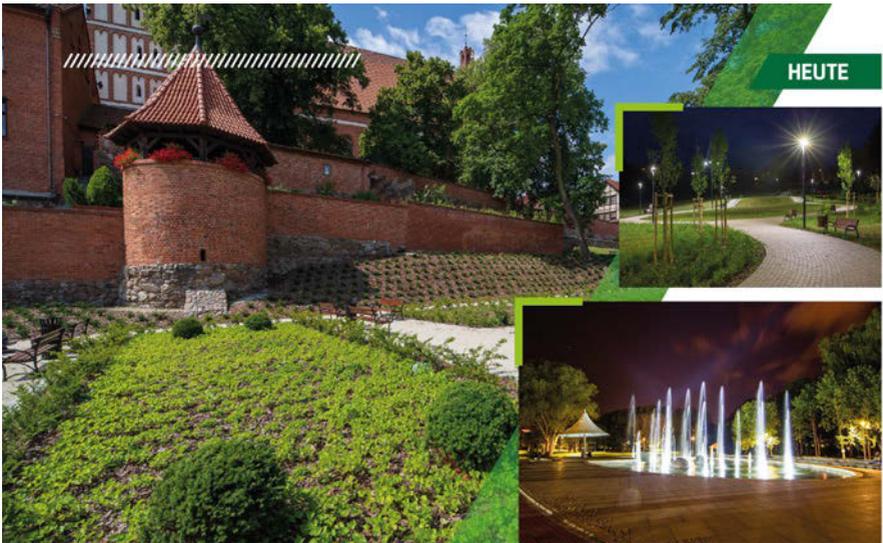
# Grünanlagen

Allenstein liegt inmitten von außergewöhnlichen Wäldern. Grundsätzlich kann man in jedem Stadtviertel zahlreiche Grünflächen finden.



GESTERN

HEUTE







# Okullsee

Die Anlagen des Städtischen Freibads beeindruckten sowohl die Bewohner als auch Touristen. Es eignet sich sowohl für Erholung als auch internationale Sport- und Kulturveranstaltungen.



HEUTE



# Sonnenlichtung

Segeln ist eine der populärsten Wassersportarten, die man am größten See Allenstein treibt. Hier werden auch Jugendliche unter der wachsamen Aufsicht der Sportmeister geschult.



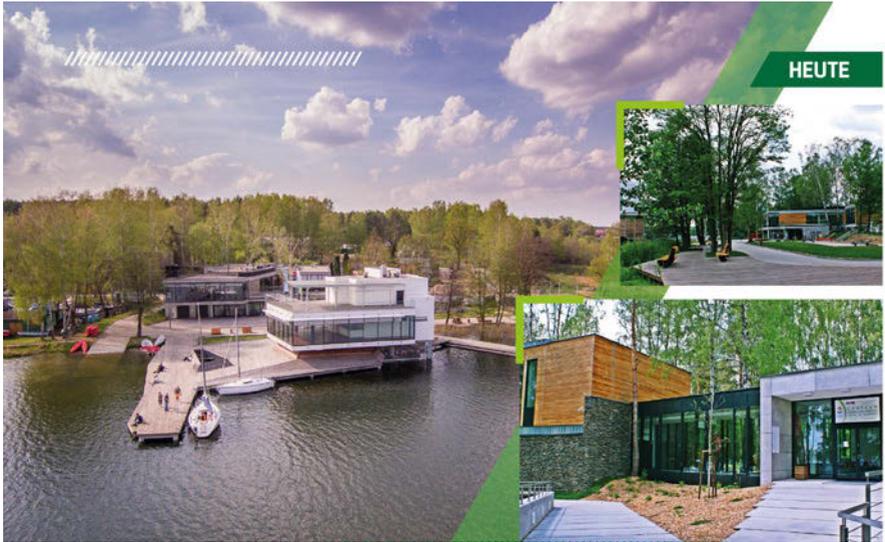
HEUTE



////////////////////

# ul. Olimpijska

Am größten See Allensteins haben auch Kanuten ihre Sportanlagen. Außerhalb der Hochsaison bergüßen wir dagegen die besten Strandvolleyballspieler. Sie kommen zu uns, um in einer speziellen Sporthalle zu trainieren.



////////////////////

HEUTE



# GESCHICHTE

Allenstein GESTERN & HEUTE



# Sägewerk der Gebrüder Raphalesohn

Allenstein ist eine Stadt, in der sich Geschichte und Zukunft wunderbar verbinden. Das ehemalige Sägewerk ist ein Überbleibsel eines Industrieviertels aus dem 19. Jahrhundert und gleichzeitig ein Museum für die Entwicklung der Stadt und der Region.



# Haus Mendelsohn

Der weltbekannte Architekt Erich Mendelsohn hat in Allenstein seine Diplomarbeit hinterlassen. Das ehemalige jüdische Reinigungshaus war sein architektonisches Debüt und begeistert bis heute.



# Das Haus am Kopernikusplatz (Plac Bema)

Gegenwärtig ist es sorgfältig saniert. Früher befand sich im Gebäude u.a. das Priesterseminar Hosianum. Zur Zeit ist es eines der repräsentativsten Gebäude der Stadt.



# Das Naujackhaus

Zahlreiche ehemalige, verdiente Bewohner haben ihre architektonischen Spuren in der Stadt hinterlassen. Der erste Eigentümer des Mietshauses war bis zum Jahr 1932 ein reicher, lokaler Unternehmer – Otto Naujack. Gegenwärtig befindet sich hier das Städtische Kulturzentrum.



# Kronenstraße 30 (ul. Wyzwolenia)

in ehemaliger Mädchenschule befinden sich die Räumlichkeiten der Stadtverwaltung. Die Hauptstadt der Wojewodschaft Ermland-Masuren begeistert ihre Gäste mit immer mehr restaurierten Bauwerken.



# VERKEHR

Allenstein GESTERN & HEUTE



# Straßenbahnnetz

Das Flaggschiff der letzten Jahre ist die Entwicklung des öffentlichen Verkehrs. Ein neues, von Grund auf neu gebautes Straßenbahnnetz bedeutet die Rückkehr dieses Verkehrsträgers nach einem halben Jahrhundert Abwesenheit in Allenstein.



# Straßen

Seit ein paar Jahren herrscht in Allenstein ein richtiger Straßenbauaufschwung. Einige davon wurden modernisiert und bekamen einen neuen Glanz.



# Masurenstraße (ul. Pstrowskiego) und ul. Towarowa

Alenstein wird immer besser mit den anderen Regionen verbunden. Die langersehnte Umgehungsstraße herum verbindet die Stadt mit neuen, modernen Schnellstraßen.



# Fahrradwege

Rund 140 kilometer Radwege, darunter Verkehrs- und Erholungswege. Die Einwohner von Allenstein sind immer mehr bereit, mit ihren Drahteseln zu fahren.



GESTERN

HEUTE



# Unsere Flucht aus Allenstein - Schluss

Nach Erinnerungen von Gertrud Seemüller, geb. Pudelski



Während ich dies schreibe, fällt mir meine Kindheit ein. Diese Zeit war sehr traurig. Im Lager erlebte ich, wie die Erwachsenen unter dem Verlust der Heimat litten. Keiner wusste etwas von seinen Familienangehörigen. Freiheit, Hab und Gut verloren, Freunde, alles war fort. Kein Spielzeug, nichts zum Anziehen, keine Schuhe. Nur Ungewissheit.

Der Tod war immer unser ständiger Begleiter auf der Flucht und auch hier im Lager. Viele Menschen starben vor Erschöpfung und Leid. Wir als Kinder mussten das auch irgendwie verarbeiten. Wer hatte sich, außer der Mutter, um uns gekümmert? Wir mussten mit allem selbst fertig werden. So versuchten wir, auf unsere Weise uns von dem Elend zu befreien. Viele Mittel gab es nicht. Wenn ich meine Hausaufgaben gemacht hatte, traf ich mich mit meiner Freundin Gisela, die auch in unserer Baracke wohnte. Ich hatte sie auf der Flucht in Pillau kennengelernt. Sie kam aus der Nähe von Braunsberg und stammte aus einer Lehrerfamilie. In unserem Lager-Radio wurde damals sehr oft dieser Schlager gesungen:

*Wir älteren, besseren Herren  
haben jedes Mädchen gern.  
Wir älteren Herren sind wichtig.  
Gehen wir des Abends aus,  
dann geben wir was aus  
und das ist immerhin sehr wichtig.  
Nicht nüchtern sein,  
nicht schüchtern sein,  
es muss die Welt sich freuen.*

Auch ohne Musik tanzten wir nach dieser Melodie, bis die Stubentür aufgemacht wurde und ihre Mutter rief: „Gisela, Diktat schreiben“!

Meine arme Gisela musste drei- bis viermal am Tag ein Diktat schreiben, und sie machte immer mehr Fehler. Trotzdem, wenn keine Gefahr drohte, tanzten wir wieder auf dieses unanständige Lied, bis ihre Mutter schimpfte.

Durch die Lagerernährung und die mangelnde Flüssigkeitszufuhr bekam ich eine schlimme Verstopfung. Zehn Tage hatte ich keinen Stuhlgang. Mein Bauch wurde immer dicker und härter und schmerzte entsetzlich. Mutter suchte mit mir die Krankenbaracke auf. Allerdings konnte mir dort nicht geholfen werden. Als meine Schmerzen unerträglich wurden, wurde ich mit dem Sanka in ein dänisches Krankenhaus gebracht. Mutter durfte mich nicht begleiten, was für mich eine Katastrophe war.

Ich kam in ein Zimmer mit zehn bis zwölf Erwachsenen. Niemand sprach meine Sprache oder kümmerte sich irgendwie um mich. Es gab nicht einmal einen Schluck Wasser. Meine Angst war riesig. Des Nachts hörte ich furchtbare Schreie aus den anderen Zimmern und Gängen. Endlich kam am nächsten Morgen ein dänischer Doktor, der Deutsch sprach und sagte zu mir: „Du bekommst dreimal Rizinusöl. Wenn das nicht hilft, bekommst Du zerbrochenes Glas, dann wirst Du schon wieder auf Toilette gehen können.“ Ich bin vor Angst gestorben. Doch Gott sei Dank wirkte das Mittel und nach zwei Horrornächten war ich wieder im Lager.

Die Flüchtlinge wurden immer mehr, und so wurde 1946 Aalborg-Ost III angebaut. Der Winter stand vor der Tür und wir wussten ja, wie kalt es

wird. Es war schon etwas Schnee gefallen und so hat man des Öfteren weiße Gespenster gesehen, die lange Holzbretter klauten.

Dann wurde wieder gesägt, und das Holz in die Bettgestelle unter den Strohsack gelegt. Eines Abends sah ich meinen Mathelehrer, Herrn Brackmann, beim Holzklauen. Ich ging ja bereits in die Oberschule. Er dachte, seine Schüler schliefen schon. Er nahm mich gleich mit seinem geklauten Holz bei Seite und sagte mir ziemlich eindringlich, es wären Notzeiten, sonst dürfe man das nicht machen. Ich solle davon nur meiner Mutter erzählen, dass er auch dabei war. In der Dunkelheit machte ich noch einen Knicks, weil er ja mein Lehrer war. In der nächsten Mathestunde glitt ein Lächeln über sein Gesicht, als er mich sah. Er ist später mit dem ersten Transport nach Deutschland gefahren. Ja, zur Schule bin ich immer gerne gegangen, obwohl der Unterricht sehr streng war und wir viel lernen mussten. Im Jahr 1945 hatte ich fast gar keinen Unterricht. Auch in den letzten Kriegsjahren waren ab 1943 Unterrichtsausfälle für die jüngeren Schüler keine Seltenheit. Im Sommer hatten wir Schule im Wald und bei Regen fiel der Unterricht aus. Im Winter nur ein bis zwei Wochen Unterricht im Monat, den Rest hatte man frei. Für diese Zeit bekam man Hausaufgaben auf, die man leicht schaffen konnte. Zum Teil waren unsere Schulen als Lazarette belegt. Für uns Kinder war dies natürlich eine tolle Zeit. Welches Kind dachte schon an später?

Unsere Fächer in Aalborg waren Deutsch, Englisch, Mathematik, Geometrie, Religion, Erdkunde, römische Geschichte und Musik. Dienstags und

freitags hatten wir in der ersten Stunde Religion. Meine Freundin Gisela und ich sind immer zur Religionsstunde zu spät gekommen. Für eine Viertelstunde Verspätung mussten wir eine volle Stunde nachsitzen. Falls wir bis ein Uhr mittags Unterricht hatten, mussten wir nachmittags in die Unterkunft unserer Lehrerin, Fräulein Gausowski, gehen oder in eine andere Klasse zu den größeren Schülern und unsere Extrastunde dort absitzen. Dort fragte uns die Lehrerin, warum wir nachsitzen mussten. Die großen Schüler lachten, weil sie uns beide Sünder ja vom Religionsunterricht her kannten. Eines Tages hatte unsere Lehrerin von unserer ständigen Verspätung genug. Sie fragte uns ganz ärgerlich: „Warum kommt nur ihr eigentlich immer zu spät?“ Stockend antworteten wir: „Unsere Verpflegung kommt an diesen Tagen sehr spät und wir müssen auf das Brot warten. Wir haben aber Hunger!“ Sie schaute uns mitleidig an und sagte: „Kommt Montag und Donnerstag zu mir und ich gebe Euch Brot.“ Die Lehrkräfte bekamen die doppelte Ration. Wir waren im Wachsen und hatten immer Hunger. Danach kamen wir nie mehr zu spät. Unser Mathelehrer, Herr Nugel, hatte es nicht leicht mit uns. Er ließ sich so leicht ärgern, und wir hatten Gefallen daran gefunden. Er wurde dann sehr jähzornig und schlug uns. Dabei ist ihm ein Unglück passiert. Ein Mädchen fiel gegen die Heizung und blutete stark am Kopf. Er war so erschrocken über sein Handeln, tröstete das Mädchen und war rührend um sie besorgt. Daraufhin ging meine Freundin Gisela zu Herrn Nugel ans Pult und bestellte ihm viele Grüße von ihrem Vater aus Deutschland.

Und zwar jeden Tag. Er bemerkte das aber nicht. Viele Jahre später erfuhr ich von meiner Freundin, dass Herr Nugel eine sehr schwere Kopfverletzung im Krieg erlitten hatte. Er war mit ihrem Vater in der gleichen Kompanie. Dann war da noch unsere Musiklehrerin, Fräulein Gerhard, die sich nicht bei uns durchsetzen konnte. Wir waren alle in diesem Alter, in dem man die meisten Dummheiten machte. Das Lagerleben war so eintönig. Außer Stacheldraht sahen wir nichts von der großen weiten Welt. Darum suchten wir uns die Lehrkräfte aus, mit denen man alles machen konnte. Besonders, wenn Fräulein Gerhard mit Notenlehre anfang, konnte man uns nicht mehr bremsen. Wir sangen die Tonleiter verkehrt, auch die Noten schrieben wir falsch an die Tafel. Dann brachten wir ihr einen Stuhl mit der Begründung, das lange Stehen wäre nicht gut für ihre zarten Füße. Ihr Spitzname war Krähe, so wurde sie von den Schülern der Oberschule genannt. Dann riss ihr endlich der Geduldsfaden und sie warf einen nach dem anderen aus dem Unterricht raus, was wir auch damit erreichen wollten. So konnten wir in der großen Halle Völkerball spielen und der langweiligen Notenlehre entfliehen, bis uns eines Tages unser Rektor, Herr Peschmann, zufällig sah. Dann hörte der Spaß auf und die ganze Bande musste zu ihm. Er schimpfte uns fürchterlich aus, so endeten leider unsere schönen Freistunden und wir zogen wie begossene Pudel ab. So ging die Zeit dahin. Tagein, tagaus immer im gleichen Trott. Das Jahr 1947 ging seinem Ende entgegen. Wir hofften, dass uns das Neue Jahr die

ersehnte Freiheit bringen würde und es endlich nach Deutschland ginge. Wir würden dann aber Fremde in unserem eigenen Land sein. Unsere geliebte Heimat hatten wir verloren. Trotzdem war unser größter Wunsch, aus dem Lager hinter Stacheldraht herauszukommen. Frei sein, auch wenn man nichts besaß.

Hier im Lager traten auch Lockerungen ein. Von Zeit zu Zeit gab es einen Passierschein und wir konnten den katholischen Gottesdienst in der dänischen Kirche in Aalborg besuchen. Aber Kontakt mit den dänischen Kirchgängern gab es keinen. Man sah uns unsere Armut an. Wir litten sehr darunter, aber wir trugen geduldig unser Kreuz.

Endlich war es soweit. Wir hatten die Zuzugsgenehmigung zu meinem Vater nach Braunschweig bekommen. Der Grund dafür war die Familienzusammenführung nach diesen drei Jahren. Da Braunschweig in Trümmern lag und es keine Wohnungen, beziehungsweise Notunterkünfte gab, bekamen wir einen Platz in dem Bunker am Madamenweg zugewiesen. Bis auf den heutigen Tag kann man ihn noch in seiner alten Form anschauen. Nach dem Krieg konnte der Bunker nicht gesprengt werden, weil er mitten in einem Wohngebiet steht. Anfang Mai 1948 konnten wir Aalborg-Ost Lebewohl sagen, und wir kamen in das Durchgangslager nach Kolding (Dänemark). Hier wurden noch einmal die Personalien überprüft. In zwei Tagen sollten wir das Lager Kolding wieder verlassen. Aber leider kam alles ganz anders. Der Tag der Freiheit war für uns noch nicht bestimmt. In Kolding angekommen,

wurde hier von der dänischen Regierung für die deutschen Flüchtlinge eine Ausreisesperre auf unbestimmte Zeit verhängt. So waren wir wieder Gefangene. Ein fürchterliches Lager. Die sanitären Anlagen waren eine Katastrophe. Wir waren wieder mit fünf- und zwanzig Leuten in einem Raum zusammen. Ob Frau, Mann, Familien mit Kindern so hausten wir zusammen. Außer Doppelbetten mit Stroh gab es nichts. Jeden Tag gab es neue Gerüchte, aber keines war wahr. Der Dreck wurde immer mehr, einfach grausam. Dieses Lager war ursprünglich von der dänischen Regierung nur als Durchreise für zwei Tage gedacht. Aber wir waren wieder die Leidtragenden. Die Zustände wurden unerträglich. Wir sehnten uns nach Aalborg zurück. Zu dieser Zeit bekam ich noch eine vereiterte Mandelentzündung. Ich lag mit einundvierzig Grad Fieber in dieser Bude. Kein Arzt kümmerte sich um mich. Es war auch keiner da für die vielen Menschen. Zwei Möglichkeiten waren offen: Du schaffst es, oder du bleibst auf der Strecke. So schnell geht es aber mit dem Sterben nicht. Vierzehn Tage dauerte mein Zustand, dann wurde es besser und ich konnte wieder mein Strohlager verlassen. Die Tage schlichen so dahin. Wir warteten von einem Tag auf den anderen, aber nichts geschah. Endlich nach knapp sechs Monaten des Wartens, ohne irgendeine Beschäftigung für uns, war es soweit. Am 04. Oktober 1948 verließen wir nach dreieinhalbjähriger Gefangenschaft Dänemark. Dann ging es über die Grenze nach Deutschland in das Durchgangslager in Uelzen. Dort holte uns unser Vater ab, und wir fuhren mit dem Zug nach Braunschweig. Es war

das erste Wiedersehen seit Januar 1945. Da meine Schwester Hilde verheiratet gewesen war, hatte sie einen anderen Namen. Sie heiratete am 6. Dezember 1943. Am 28. Dezember 1943 fiel ihr Mann, Hans-Georg Kröhnert, an der Ostfront in Wietebst. So wurde sie nicht nach Braunschweig entlassen, sondern kam in ein Dorf zu einem Bauern nach Hasede bei Hildesheim. So wurde unsere Familie wieder getrennt. Ja, so waren die Zeiten damals. Trotzdem fuhren wir zuerst alle zusammen nach Braunschweig. Eine trostlose Stadt, ein Trümmerhaufen neben dem Anderen, ganze Straßenzüge waren ausradiert. Wir alle waren geschockt, als wir diese Verwüstungen sahen. Was richten Kriege nicht alles an? Elend, Elend, soweit das Auge nur blicken konnte. Trotzdem pulsierte das Leben. Es wurde aufgeräumt, genagelt, gehämmert und die Trümmer beiseitegeschafft. So empfing uns Braunschweig. Endlich kamen wir in Vaters Zuhause an. Es war der Verschiebebahnhof (Güterbahnhof) in Braunschweig, Helmstedter Straße. Etliche Baracken waren hier aufgebaut. Auf der anderen Seite der Baracken lagen die Gleise und die Züge fuhren in alle Richtungen. Hier waren die Eisenbahner untergebracht, die keine Wohnung hatten. Alle kamen aus dem Osten. Auch die Eisenbahnverwaltung hatte für ihr Personal keine anderen Wohnmöglichkeiten. So lebte mein Vater noch mit fünf anderen Kollegen in einem Raum.

Im Juni 1948 kam mein Bruder Hubert aus russischer Kriegsgefangenschaft. Wir kamen im Oktober 1948 aus Dänemark zu meinem Vater nach Braunschweig. Es war ein trauriges und

fröhliches Wiedersehen nach all den Jahren. Mein Vater war in dieser Zeit sehr gealtert. Auch mein Bruder mit seinen siebenundzwanzig Jahren war ein alter Mann geworden. Er döste nur so dahin. Sein Kopf war noch kahlgeschoren. Die ersten Haare sprossen wieder, und er sprach sehr wenig. Wie sollte unser Leben weitergehen? Zuerst meldeten wir uns bei der Verwaltung im Bunker. Bei dieser Gelegenheit schauten wir unser neues Zuhause im Bunker an. Wir dachten nur daran, einen eigenen abgeschlossenen Raum für uns zu bekommen. Auf den beiden Etagen in den langen Gängen waren ungefähr hundert Menschen untergebracht. Jeder hatte sich seine Behausung so gut es ging abgegrenzt. Es war ein fürchterlicher Zustand. Wieder sehnten wir uns nach Aalborg zurück. Wider Erwarten bekamen wir in der zweiten Etage einen eigenen, kleinen leeren Raum für Mutter, Eva und mich zugewiesen. Außer drei Eisenbettgestellen mit alten schmutzigen Matratzen war da nichts anderes drin. So musste man sich wieder in sein Schicksal fügen. Das Leben ging weiter. Wer leben wollte, musste kämpfen. Die Zustände im Bunker waren kaum zu ertragen, die Luft war sehr schlecht. Wir hatten nur Kopfweh. Der einzige Ausblick war ein rundes kleines Loch durch das Mauerwerk. Das Mauerwerk war ungefähr 20 m dick. So konnten wir wenigstens sehen, ob das Wetter trübe war oder die Sonne schien.

Die Währungsreform war im Mai 1948. So bekamen wir auch nachträglich das erste Geld, pro Kopf vierzig Mark. Die Familie zählt jetzt sechs Personen. So mussten wir alle vom

Gehalt des Vaters leben. Staatliche Zuschüsse gab es keine. Der Schwarzhandel blühte zu dieser Zeit. Unsere ersten Sitzgelegenheiten im Bunker waren Kisten, die wir uns besorgt hatten. Die ersten Anschaffungen von Vaters Gehalt waren ein runder Tisch (welchen ich noch besitze) für 90 Mark und vier Stühle. Im Winter 1948/49 bin ich noch mit selbst gemachten Holzschuhen aus Dänemark und Wehrmachtsmantel von irgendwoher herumgelaufen. Dieser Mantel wurde im nächsten Jahr zertrennt, dann dunkelblau eingefärbt und ein Schneider nähte mir einen schönen Mantel. Der Arbeitslohn für den Mantel betrug dreißig Mark. Im Jahre 1950 hatte ich schon eine Lehrstelle gefunden, und der Preis für den Mantel war der ganze Verdienst von einem Monat.

Trotz Verbot der Eisenbahnverwaltung hielten wir uns bei meinem Vater in der Wohnbaracke für die Eisenbahner auf. Wenn Kontrollen durch die Bahnpolizei kamen, verließen wir schnell den Raum und stellten uns auf die Brücke in der Helmstedter Straße. So konnten wir sehen, wann die Bahnpolizei wieder abrückte. Schlafmöglichkeiten waren wenig vorhanden. Wie man so schön sagte: Jede Nacht in einem anderen Bett. Das hieß, wenn ein Eisenbahnerkollege Nachtdienst hatte, benutzten wir sein Bett. Für meine Mutter, meine Schwester Eva und mich war dies auf Dauer kein Zustand. Wir gingen auf Reisen und besuchten unsere letzte Verwandtschaft, die es nach Schleswig-Holstein verschlagen hatte. Wie heute noch gab es auch damals Freifahrtscheine für die Bahnbeamten und

deren Angehörigen. Meine Schwester Eva hatte schon 1949 eine Lehrstelle gefunden. Da sie aber keine Schlafmöglichkeit hatte, weil ja nicht immer ein Bett frei war in der Baracke, schlief sie jeden Abend bei der Bahnhofsmission am Hauptbahnhof in Braunschweig. Jede Nacht kontrollierte die Polizei die Personen und ihre Ausweise. Meine Schwester erzählte: Ein heller Strahl der Taschenlampe traf einen mitten ins Gesicht. Verbrecher, Mörder und Schwarzhändler wurden dort gesucht und auch gefunden. Braunschweig war in der damaligen Zeit ein heißes Pflaster. Knapp eine Woche schlief sie dort. So waren wir durch diese Umstände gezwungen, wieder in den Bunker zu ziehen. Vater und Mutter konnten es nicht mehr verantworten, meine Schwester mit neunzehn Jahren auf dem Bahnhof schlafen zu lassen. Meine ältere Schwester Hilde und mein Bruder Hubert bekamen im Sommer 1949 jeder ein kleines möbliertes Zimmer durch das Wohnungsamt in Braunschweig zugewiesen. Nur für uns bot sich keine Gelegenheit für vier Personen eine kleine Wohnung zu bekommen. Mein Vater lebte weiter in der Baracke und wir im Bunker. So traf sich die Familie jeden Sonntag im Bunker zum Essen. Kochgelegenheit war ein Kocher mit zwei Platten. Dann wurde noch einiges Geschirr dazugekauft, damit wir vernünftig essen konnten. Schmalhans war oft Küchenmeister. Es wurde gespart und gespart, denn wir hatten ja rein gar nichts. Wie gerne hätte ich damals ein Stück Schokolade gegessen. Eine „Karina“ für fünf- undachtzig Pfennig, das war zu viel Geld für einen, der nichts hatte. Meine ältere Schwester Hilde, die schon eine

Stelle als Buchhalterin gefunden hatte, hörte von ihrem Arbeitskollegen, dass in dem Haus, in dem er wohnte, zwei Zimmer seiner Nachbarin durch das Wohnungsamt für Flüchtlinge beschlagnahmt wurden. Sie eilte sofort zum Amt und musste hart für uns kämpfen, um diese Zimmer zu bekommen.

Denn damals galt es schon, nur wer gute Beziehungen hatte oder gut bei den Angestellten im Wohnungsamt schmieren konnte, bekam eine Wohnung. Wir hatten weder das eine noch das andere, aber mit vielen Schwierigkeiten schaffte es Hilde doch. Wir bekamen die eineinhalb Zimmerwohnung mit Küchenbenutzung als Untermieter zugewiesen. Es war zum Ende des Sommers 1950 und so war der Rest der Familie endlich zusammen. Nach fünfeneinhalb Jahren hatten wir einen kleinen eigenen Wohnraum für uns.

Seit einiger Zeit bemühte ich mich um eine Lehrstelle. Aber immer ohne Erfolg, weil auf der Vermittlungskarte des Arbeitsamtes der Wohnsitz „Bunker Madamenweg“ angegeben war. Immer nur Absagen.

Wir wurden von den einheimischen Braunschweigern sehr, sehr schlecht behandelt. Noch viel schlimmer als die Ausländer und Umsiedler (Deutsche aus Russland) in der heutigen Zeit. Flüchtlinge stinken, sprechen kein gutes Deutsch, obwohl wir natürlich ein gutes Deutsch sprachen, es war ja unsere Muttersprache. Eines Tages bekam ich wieder vom Arbeitsamt eine Vermittlungskarte für eine Lehrstelle in einem Lebensmittelgeschäft. In der damaligen Zeit musste man alles annehmen, ob man wollte oder nicht. Nach deinen Interessen fragte

dich niemand. Das Geschäft befand sich gleich am Bunker. Ich stellte mich vor und wurde wieder abgelehnt. Aus dem Bunker stellt man keinen Lehrling ein. Meine Mutter war dort Kunde und ließ jede Woche gutes Geld für die Einkäufe für unsere sechsköpfige Familie. Verärgert ging sie in diesen Laden und fragte den Besitzer, ob ihr Geld stinke. Der Besitzer des Ladens, Herr Güldner, schaute sie groß an und sagte: „Sie sind doch ein guter Kunde!“ Darauf die Antwort meiner Mutter: „Wenn Sie meiner Tochter, die sie soeben abgelehnt haben, nicht die Lehrstelle geben, haben Sie einen guten Kunden verloren!“ Daraufhin bekam ich die Lehrstelle.

Wäre meine Mutter bloß nie dort hingegangen. Diese drei Jahre waren für mich als Lehrling unerträglich, ich wurde so schikaniert. Von meinem Lehrgeld im dritten Jahr von sechzig Mark monatlich zahlte mein Chef mir fünf Mark zu wenig. Es war viel Geld für mich. Ich hatte noch nicht meine Lehre beendet und die Abschlussprüfung war in vier Monaten, da trat ich schon in die Gewerkschaft ein. So

musste mir mein Chef sechzig Mark nachzahlen. Ich zählte diese unerträglichen Tage. Hoffentlich bestehe ich meine Kaufmannsgehilfenprüfung!

Nächtelang lernte ich dafür. Buchführung mit den Bilanzen, Warenkunde, kaufmännisches Rechnen und was damals verlangt wurde. Ich schaffte es, obwohl mir mein Chef sagte, dass ich durchfallen würde. Diese Nervenbelastung. Nach dreijähriger Lehrzeit schloss ich nun meine Kaufmannsprüfung gut ab und erhielt den Kaufmannsbrief von der Industrie und Handelskammer in Braunschweig. Ich war keinen Tag länger dort, als es im Lehrvertrag stand. Dann suchte ich mir eine neue Arbeit als Verkäuferin und fand sie in einem Feinkostgeschäft der Firma Sock, keine 200 m von meiner Lehrstelle entfernt.

Auch wenn man damals nicht viel verdiente (einhundertfünfunddreißig Mark brutto, ca. einhundertzwanzig Mark netto), ging es einem doch langsam besser. Endlich konnte ich mir die ersehnte Schokolade kaufen. Hoffentlich kommen solche Zeiten nie wieder!

# Iphigenie auf Tauris

Referat zum 60-jährigen Schuljubiläum im Jahre 2005 über das Gemälde von Heinrich Gärtner in der Aula des Allensteiner Gymnasiums



Sehr geehrte Damen und Herren, die Kunst ist eine gesellschaftliche Wirklichkeit, so sind bewegliche und unbewegliche Altertümer als Kulturtexte zu betrachten. Sie zeugen von der Kultur der Stelle viel mehr als irgendwelche andere menschliche Tätigkeit.

Vor dreißig Jahren habe ich das erste Mal das Bild „Iphigenie auf Tauris“ gesehen und seine geheimnisvolle, nostalgische Stimmung vermittelte auf mich einen unvergesslichen Eindruck. Die Polonistin Frau Professor Zarska hat uns damals nur gesagt, dass das Bild die Iphigenie auf Tauris darstellt, was meine Neugierde noch erhöhte. Das Königliche Gymnasium wurde am 16. Oktober 1877 eröffnet. In dem jährlichen Bericht aus dem Jahre 1893/94 lesen wir, dass das Aufhängen des Bildes „Iphigenie auf Tauris“ von Heinrich Gärtner zu einem großen

Ereignis wurde. Die Stellung des Direktors bekleidete damals Dr. Otto Sieroka, der aus Gumbinnen hierher berufen wurde.

In den dem fünfzigsten Jahrgang des Gymnasiums gewidmeten Artikeln, also in den Texten aus dem Jahre 1927, wird der Ankauf des Bildes als ein besonderes Ereignis hervorgehoben. Am 27. Januar 1894 wurde das Bild festlich in der Aula aufgehängt. In der Geschichte der Stadt war das die erste bewusste Stiftung im gesellschaftlichen Raum.

Dr. Otto Sieroka hatte bei dem Berliner Maler gerade dieses Thema bestellt. Manche der Allensteiner waren nicht zufrieden, dass gerade dieses Thema gewählt wurde. Man erwartete, dass das Bild einen Abschnitt aus der Landesgeschichte schildern würde. In dem humanistischen Gymnasium, das auch Erich Mendelsohn,

Heinz Thießen und Walter Harich absolviert haben, wurde das Bild mit dem antiken Motiv aufgehängt. Der Direktor hatte in seiner Rede die mediterranen Wurzeln der europäischen Kultur unterstrichen. Das Jahr 1894 gehörte noch zur Belle Époque. Europa wusste damals noch nicht, dass es im nächsten Jahrhundert zweimal in Brand gesteckt wird. Damals schien die Welt noch sicher und voraussehend. Europa hatte gemeinsame antike Anfänge.

Der Kunsthistoriker ist in Anlehnung an ein Kunstwerk vor allem an einem ikonographischen Programm interessiert. Um ihn richtig in Bezug auf das Bild zu verstehen, soll an dieser Stelle an den Mythos von Iphigenie erinnert werden. Iphigenie, eine der Töchter von Agamemnon und Klytaimnestra – die Schwester von Orestes und Elektra, erscheint in dem homerischen Epos. Ihre Gestalt erscheint im zyklischen Epos, auch in der Tragödie, deren Schöpfer ihr einige Werke gewidmet hatte. Die bekannteste Fassung dieses Mythos stammt aber von Goethe, der 1787 sein Prosadrama an dem Weimarer Hof geschaffen hat. Während der Erstaufführung hatte Goethe selbst die Rolle des Orestes gespielt.

Der Titel der ausgezeichneten Rede von Dr. Sieroka lautete: „Die sittlichen Grundlagen des Herrschertums nach Goethes Iphigenie auf Tauris.“ Der Redner hatte, indem er Zitate aus dem Werk Goethes erwähnte, die Wahrheit im gesellschaftlichen Leben

erklären wollen. Höchstwahrscheinlich wurde Goethes Version des Mythos auf dem Bild verewigt. Das Bild wurde als sogenannte Ideallandschaft gedacht. Im ersten Plan sieht man Iphigenie, im Hintergrund sieht man Orestes und Pylades, die schon ohne Furcht ans Meeresufer gehen.

Nach Thieme-Becker war Gärtner der anerkannte Maler seiner Zeit. Seine Arbeiten fügten sich in die Strömung der Epoche, in der der dominierende Typ der dem Bürgertum entsprechenden Malerei die historisch-landschaftliche Malerei war. Seine Werke schmückten u.a. das Haus des Barons von Launa nicht weit von Prag und das Gebäude des Wirtschaftsministeriums und der Höheren Wirtschaftsschule in Berlin. Im Gymnasium in Elbing hingen zwei Bilder von Gärtner: „Akropolisblick“ und „Stadion in Olympia“. Wandmalereien wurden seine Visitenkarte.

Im Gymnasium in Allenstein wurde also ein Werk des bekannten, hochgeschätzten Malers aufgehängt. Die Schule reiht sich in die ruhmvolle Tradition, die, unabhängig von der Herkunft, die Kunstwerke schützt. Im Januar 1945 war Allenstein eine große Brandstätte. Damals sind viele wertvolle Kunstschatze vernichtet worden. Zum Glück wurde das Bild der Iphigenie gerettet. Nach dem Krieg herrschte in der Stadt der Hass vor, der auch Kunstwerke umfasste. Desto mehr können wir darauf stolz sein, dass unsere Schule dazu beigetragen hat, dass eines der Werke gerettet wurde.

# Der Mann im Apfelbaum

Von Siegfried Lenz

Einen seltsamen Baum, Herrschaften, gab es bei uns in Suleyken; wohl den seltsamsten Baum von der Welt. Was sich auf seinen Zweiglein schaukelte, es waren die Blüten des Aberglaubens, und es waren – aber ich will der Reihe nach erzählen.

Vierunddreißig Apfelbäume, so wird berichtet, besaß der Adam Arbatzki, keinen aber pflegte und bevorzugte er mehr als den, welcher unmittelbar neben seinem Häuschen stand. Es war, betrachtete man alles aus der Entfernung, ein sonderbares Verhältnis, das dieser Adam Arbatzki mit seinem Bäumchen hatte; nicht nur, dass er ihm reichlich und vom besten Dünger gab, dass er zur Zeit der Nachtfroste ein Koksöfchen neben ihm aufstellte – zuweilen, wie mehrmals festgestellt wurde, pflegte er sich sogar mit ihm zu unterhalten. Plauderte schließlich so ungeniert mit dem Bäumchen, bis seine Frau, ein ganz junges Marjellchen namens Sofja, einiges mitbekam und ihn darob mit folgenden Worten zur Rede stellte: „Ich habe, Adam, im letzten Winter rechnen gelernt. Und ich habe ausgerechnet, dass du bei Sonne vier, bei Regen sieben Sätze mit mir redest. Mit meinen Ohren aber, die ich habe, um zu hören, habe ich erlauscht, dass du mit jenem Bäumchen, das immer mehr in die Breite geht und schon in alle Fenster hinein lugt, mehr als zehn Sätze sprichst. Demzufolge möchte ich bitten um Aufklärung. Das ist ja wohl möglich.“

Adam Arbatzki, er lächelte mild und müde, besann sich ein wenig und

sprach dann mit leiser Stimme: „Die zehn Sätzchen, moia Zonka, die ich sprech' zu dem Baum, sprech' ich zu mir selbst. Denn dies Bäumchen ist niemand anderes als meine Wenigkeit. Ich habe es gepflanzt, damit ich schlüpfen kann in es, wenn ich tot bin. Und damit ich aufpassen kann auf dich, Sofja. Du bist noch jung, moia Zonka, und wer jung ist, stellt sich womöglich ziemlich dreibastig an. Somit möchte ich dich schon heute ein bisschen warnen. Das Bäumchen – und das heißt ich – kann hinein lugen in alle Fenster und sehen, was vor sich geht. Wenn zu viel vor sich geht nach meinem Tode, werd' ich mich schon auf gewisse Weise melden.“

Dies Gespräch fand statt an einem Dienstag; an einem Mittwoch legte sich Adam Arbatzki ins Bett, an einem Donnerstag schickte er nach dem Arzt, und da er sich an dem Arzt nicht vergriff, sondern schluckte, was dieser ihm verschrieb, starb er an einem Sonntag zur Kaffeezeit. Eigentlich war er auch alt genug dafür.

Na, die Sofja, das kribblige Marjellchen, sorgte sich, dass ihr Adam Arbatzki ein schönes Plätzchen fand, mottete seine Jacken und Hosen ein und verhielt sich ruhig. Wenigstens einstweilen. Aber nach und nach ließ sie die Trauer hinter sich – war ja auch zu jung, um sich künftighin nur zu grämen – und erging sich in dem, worin das Leben, scheint's, zur Hauptsache besteht: nämlich in Geschäftigkeit. Diese Geschäftigkeit führte sie, was keinen wundern wird, gelegentlich auch unter das Bäumchen des Adam

Arbatzki. Aber statt ihm Dünger anzubieten, ein Eimerchen voll bester Jauche oder ein Koksöfchen für die Nachtfröste, bot sie ihm nur scheele Blicke. Rupfte sich, im Vorbeigehen, auch mal einen Zweig ab, schlug mit dem Fuß dagegen oder machte sonst was – alles nur, um zu sehen, wie weit der alte Adam Arbatzki wirklich in dem Bäumchen enthalten sei. Und da auf ihre Versuche nichts Außergewöhnliches geschah, kein Ächzen erfolgte, kein Stöhnen, Rauschen oder Schimpfen, ließ sie eines Tages, weil der Baum ihr quasi ein ungeheurer Splitter im Auge war, einen fremden Knecht kommen und sprach zu dem: „Hacke mir“, sprach sie, „Knecht, dieses runzlige Ding weg. Schön ist es nicht, wachsen tut es nicht mehr, und die Äpfel, die es abwirft, kann kein Mensch in den Mund nehmen. Außerdem nimmt mir das Gewächs das Licht weg für alle Stuben.“

Der Knecht, ein gewisser Sbrisny, holte sich darauf seine Axt, holte sich noch dazu ein Fuchsschwänzchen und ein Seil und schickte sich an, dem Adam Arbatzki im Baume den Garaus zu machen. Bis hierher ging auch alles gut. Aber nun frage ich; wer, Herrschaften, würde von uns stumm zusehen, wenn ein gewisser Sbrisny käme, uns ein Seil um den Hals legte und dann anginge, mit seinem Fuchsschwänzchen an unseren Beinen herumzusägen? Ich will doch hoffen, da würde sich niemand ruhig verhalten. Na also. Und darum ist auch nicht zu erwarten, dass sich der Adam Arbatzki im Baume ruhig verhielt: als sich der Knecht mit der Säge gerade bückte, flog ihm ein morscher Ast so ein-drucksvoll auf den Schädel, dass er

sich nicht wieder hochrecken konnte. Musste im Fuhrwerk nach Hause geschafft werden, dieser Sbrisny, und mied den bezeichneten Baum von Stund an.

Darauf ging das Marjellchen Sofja wie wandelnd unter das Bäumchen, lauschte ein Weilchen, sah sich alles genau an und wisperte: „Der Knecht Sbrisny, Adam Arbatzki, hat immer geholfen bei den Rüben. Und das Heu hat er eingefahren. Es schickt sich nicht, wenn du ihm so schlägst auf den Dassel.“

Das Bäumchen schwieg dazu, und Sofja, die junge Witwe, ging in ihr Haus und überlegte.

Überlegte, ob er kommen solle oder nicht – er: damit ist gemeint das kräftige Bürschchen Egon Zagel, ein Lachodder weit und breit, worunter man sich vorzustellen hat einen Lümmel. Schließlich, weil sie in sich pochen fühlte eine Sehnsucht, entschied sie, dass er gegen Abend zu ihr kommen solle, und sie gab ihm Bescheid.

So kam Egon Zagel auf seinen – wenn es erlaubt ist zu sagen – schief gelaufenen Latschen der Liebe ins Häuschen und ging ohne Umschweife der Tätigkeit eines Freiers nach. Aber mitten im Prahlen und Ringeln, im Drehen und Scharwenzeln – was geschah da? Was man erwartet hat: Adam Arbatzki im Baum schlug mit den Ästen gegen die Fenster, knarrte im Wind und kratzte mit verschiedenen Zweigen am Strohdach. Tat das unablässig und derart aufdringlich, dass die Sofja sich erhob und zu dem Freier sprach: „Du könntest, Egon Zagel, bitte schön, hinausgehen und dem Baum

ein paar Äste nehmen. Besonders die, mit denen er uns nicht in Ruhe lässt.“

„Das wird“, sprach der Freier, „geordnet in zwei Minuten.“ Schnappte sich ein Küchenmesser und trat unter den Baum, um die fraglichen Äste auszumachen. In diesem Augenblick schüttelte sich Adam Arbatzki so, dass das Bürschchen erst einmal gehörig nass wurde, und als es sich, mit zwei, drei Schritten, in Sicherheit bringen wollte, stellte ihm der Adam Arbatzki ein Bein, genauer gesagt, er stellte dem Lachodder eine Wurzel, worauf hin dieser dergestalt stolperte und sich drehte, dass ihm das Küchenmesser in eine seiner bemerkenswerten Hinterbacken fuhr. Der jungen Witwe blieb es vorbehalten, das Küchenmesser herauszuziehen und zu säubern, und es braucht nicht gesagt zu werden, dass jener Freier ziemlich rasch verduftete.

Ja, und nun begann es sich allmählich herumzusprechen, was mit diesem Bäumchen los war, und es gab nicht wenige in Suleyken, die es höflich grüßten und hin und wieder auch ein Wörtchen zu ihm sprachen. Vor allem fand sich keiner, der bereit gewesen wäre, das Marjellchen Sofja als regelrechte Witwe anzusehen – ein Umstand, der ihr außerordentlich zu Herzen ging und sie, wo nicht schwermütig, so doch ratlos machte. Dieser Zustand hielt auch ein paar Jährchen an. Aber in ihrem Kopf rumorte es, rumorte so lange, bis ergrübelt war ein neuer Plan, wie dem Bäumchen zur Rinde zu gehen wäre. Und sie ließ kommen einen auswärtigen Knecht aus Schissomir, einen düsteren Menschen namens Strich-

ninski, der von nichts wusste. Diesem wurde aufgetragen, eine Fackel an das Bäumchen zu legen und es sachte abpesern zu lassen.

Wickelte auch gleich, dieser Strichninski, ein Stück Sackleinwand um einen Knüppel, tauchte ihn in Teer, zündete ihn an und warf ihn gegen das Bäumchen. Und jetzt mag man es glauben oder nicht: die Fackel prallte so forsch ab, als ob der Baum sie zurückgeschleudert hätte; sie flog zu jenem Strichninski zurück und leckte ihm einmal über die Visage, was bewirkte, dass er schreiend davonrannte.

Wieder trat Sofja, die junge Witwe, in den Garten und beschimpfte Adam Arbatzki im Baum. Aber der blieb stumm.

Schon war das Marjellchen daran, sich für immer in ihr Geschick zu fügen, als sich ein kleiner lebhafter Gärtner mit Namen Butzereit bei ihr einstellte, der von ihrem Unglück vernommen hatte. Kam also zu ihr und sagte: „Was man zu hören bekommt über den Adam Arbatzki im Baum, es stimmt einen nachdenklich. Aber wer, frage ich, wird sich nicht wehren, wenn man ihm fährt an die Haut. Da muss man anders handeln. Gegen entsprechende Vergütung würde ich es schon übernehmen.“

„Es wird“, sagte Sofja, „alles vergütet bei Gelegenheit.“

Was bleibt mir zu sagen? Dieser kleine, lebhafte Gärtner nahm ihre Hand und sagte: „Ich werde“, sagte er, „das Bäumchen verschönern. Dagegen wird es wohl nichts haben. Es geht alles ohne Gewalt.“

Und er ging hin und begann das Apfelbäumchen auf verschiedene Weise

zu veredeln: durch, wie es heißt, Äugeln, durch Geißfußpfropfen und Kerbeln. Setzte ihm hier einen Haselnussast an, da einen Zweig vom Birnbaum, verwendete Kastanien, Birken, Weiden und sogar Linden, und pflanzte dem Bäumchen alles auf unter ständigen Schmeicheleien. Und das Bäumchen, es ließ sich das auch gefallen – womit es, wie jeder Kundige einsehen wird – überlistet war. Denn es wuchs nun, ja, wohin wuchs es eigentlich? Auf einer Seite hingen Haselnüsse, auf der anderen Äpfel, hier

waren es Kastanien, da Kruschken, mit einem Wort: Adam Arbatzki im Baum verlor so allmählich seine Natur, wuchs sich gewissermaßen aus. Was zuletzt von ihm nachblieb, war nur der Stamm. Sagt selbst, Herrschaften, geben Beine noch einen Menschen ab? So also verzweigte und verzettelte sich jener Adam Arbatzki, weil er nichts gegen eine Veredelung hatte. Wer nach Suleyken kommt, kann ihn übrigens immer noch dort sehen: den wahrscheinlich seltsamsten Baum von der Welt.

*Aus: Erzählungen 1949-1958*

## Ritterlichkeit

### Von Otfried Graf Finckenstein

Dies ist eine unmögliche Geschichte. Deshalb muss sie sehr behutsam erzählt werden.

Zwar weilen die Herren und Damen, die sie erlebt haben, schon lange nicht mehr unter uns, aber gerade deshalb wäre es taktlos, den guten Ruf zu gefährden, den sie sich bei Lebzeiten durch Anpassung an eine strenge Konvention verdient hatten.

Andererseits ist diese Begebenheit ein gutes Beispiel dafür, dass jene Menschen, die wir uns häufig ein wenig steif und sehr bigott vorstellen, es verstanden, auch mit unerwarteten Ereignissen in eleganter Manier fertigzuwerden.

Und schließlich haben sie selbst am meisten darüber gelacht.

Doch zur Sache!

Das war im Saal eines großen östlichen Landhauses, zu einer Zeit, als der Begriff Gesellschaft noch seinen vollen und verpflichtenden Klang

hatte. Von den Kronleuchtern strahlten Hunderte von Kerzen und warfen ihr Licht durch geschliffene Glasstäbe in Kaskaden über eine festliche Schar. Die Ahnen sahen dazu streng und kritisch aus ihren Bildern an den Wänden auf ihre Nachkommen nieder.

Man hatte gut und schwer gegessen und getrunken. Die Gesichter der Herren über den weißen Frackbrüsten waren gerötet, und die Damen fächelten mit anmutigen Bewegungen ihrer entblößten Haut kühlenden Hauch zu. Die Diener boten Cognac und Importen auf schweren Silberplatten an.

Die Konversation, die gegen Ende des Dinners das Crescendo einer schweren Brandung angenommen hatte, war in die ruhige Dünung zufriedener Satttheit übergegangen. Nur ab und an plätscherte noch ein leichtes Lachen auf.

Ein junger Gast bemühte sich, durch tändelndes Klavierspiel die Körper

bei ihrer anstrengenden Arbeit zu unterstützen, die empfangenen Genuße zu verteilen. Man achtete nicht viel auf ihn, und er kam der hochmütigen Ablehnung durch leisen Anschlag und häufigen Gebrauch des Pedals entgegen.

Die Gesellschaft hatte sich in kleine Gruppen aufgespalten. Am Kamin, vor dem sich die Elite der älteren Herrschaften versammelt hatte, saß die Gräfin Wallenstein in pompöser Masigkeit. Sie war in ihrer Jugend eine berühmte Schönheit gewesen und zehrte noch heute von der gewohnheitsmäßigen Anbetung ihrer einstigen Verehrer. Zu ihnen gehörte der Kammerherr von Pladden, ein Mann, der am Hofe von drei Kaisern gedient hatte und dessen unangreifbare Autorität seinem kernigen Mutterwitz ein ungewöhnliches Maß von Freiheit gestattete.

Die Gräfin Wallenstein schien sich heute Abend in ihrer weißen, stark gepuderten Haut nicht recht wohl zu fühlen. Das war leicht zu verstehen, wenn man wusste, dass sie es ihrer Taille nicht erlaubt hatte, sich auch nur einen Zentimeter zu verbreitern seit jener Zeit, in der sie als Hofdame ihre Triumphe feierte. Die schöne Frau konnte sich in ihrer festen Verschnürung nur wenig bewegen, und wenn sie atmete, hoben und senkten sich ihre vollen Reize.

Aber offenbar hatte sie obendrein ein besonderes Anliegen, das ihre Bewegungsfähigkeit doppelt unerwünscht erscheinen ließ. Zunächst bemerkte es niemand, denn sie war eine Meisterin in der Handhabung des großen Fächers, hinter dem sie ihre Bemühungen zu verbergen verstand, nach

dem biblischen Motto, dass die rechte Hand nicht wissen soll, was die linke tut. Gleichzeitig bemühte sie sich, obwohl sichtlich abgelenkt, in lockerer Weise an der Unterhaltung teilzunehmen.

Doch auf die Dauer mussten ihre Tarnungsbestrebungen erfolglos bleiben, zumal ihre Bewegungen immer lebhafter und von einer gewissen Ungeduld diktiert wurden.

„Sie hat einen Floh“, flüsterte die kleine Clementine Farrars ihrem heimlichen Verlobten, dem Grafen Coccei, zu. Dieser Ausspruch machte heimlich die Runde unter der ganzen spottbereiten Jugend.

Die Hausfrau versuchte vergeblich, das Gespräch mit einem neuen Thema zu beleben. Die Aufmerksamkeit blieb an dem aussichtslosen Kampf der Gräfin Wallenstein haften. Die pompöse Dame griff immer wieder unter dem Schirm ihres Fächers in den Kürass, der dem frechen Springer sicheren Schutz gewährte.

Endlich entschloss sie sich, ihre Stellung zu wechseln, um der suchenden Hand einen neuen Weg freizumachen. Sie lehnte den schweren Körper von der einen Seite des Fauteuils in die andere.

In diesem Augenblick geschah das Entsetzliche, das man bei aller Behutsamkeit nicht aussprechen kann.

Aber ehe die Gesellschaft sich von ihrem lähmenden Schrecken erholt hatte, fasste der alte Kammerherr mit seiner ganzen Autorität die peinliche Angelegenheit sozusagen beim Schopf, indem er mit der ihm eigenen Herzlichkeit sagte: „So ist es recht, Gräfin, schießen Sie ihn tot!“

*Aus: Verlobung mit Baldrian. Vergnügliche Geschichten aus Ostpreußen*

### Leben in Zeiten der Seuche



*Warten vor einem Postamt*

Wie die ganze Welt kämpft auch Ostpreußen gegen die dynamische Ausbreitung der Coronavirus-Epidemie. Die polnische Regierung ergriff eine Reihe von Maßnahmen, um das Risiko einer Erregerinfektion zu verringern. Die bisher drastischste war die Schließung der Grenzen des Landes für Ausländer. Premierminister Mateusz Morawiecki informierte darüber auf einer am 13. März einberufenen Konferenz. Auch die internationalen Passagierflüge und Bahnverbindungen wurden eingestellt. Diejenigen, die in das Land zurückkehren, müssen nun ziemlich lange an der Grenze warten und sich dann einer vierzehntägigen Quarantäne unterziehen. Eine andere Eindämmungsmaßnahme gegen die Verbreitung des Virus ist die Einstellung der Handelstätigkeit von großflächigen Geschäften und Einkaufszentren. Ansonsten wurde zuvor beschlossen, alle Kinderkrippen, Kindergärten, Schulen und Universitäten zu schließen, um die Kontakte zwischen den Menschen einzuschränken. Derzeit versuchen die Lehrer, den Unterricht online durchzuführen, indem sie die Schüler per Videokonferenz und E-Mail kontaktieren. Da die Kinder nicht am Unterricht teilnehmen,

haben die Eltern Anspruch auf ein zusätzliches Betreuungsgeld für die Dauer ihrer Abwesenheit von der Arbeit. Das bringt natürlich erhebliche Verluste für die Wirtschaft mit sich. Wo immer möglich werden die Arbeitnehmer auf Heim- bzw. Telearbeit umgestellt, aber die Verringerung des menschlichen Kontakts aus Angst vor dem Coronavirus spüren vor allem die Besitzer von Bars, Pubs und Restaurants, deren Betrieb aufgrund der Einführung des sog. Epidemiezustandes lahmgelegt wurde. Ein Beispiel dafür können Unternehmer sein, die ihre Kneipen in der Allensteiner Altstadt betreiben. Geschlossene Lokale bedeuten für sie enorme Verluste und eine echte Angst vor der Pleite. Dasselbe gilt für Friseur- und Schönheitssalons, die aufgrund der Empfehlung der Gesundheitsaufsichtsbehörde vorübergehend außer Betrieb genommen wurden. Die Unternehmer fordern die Politik auf, finanzielle Hilfe zu leisten und sie von den Sozialversicherungsabgaben zu befreien, damit ihre Unternehmen überleben können. Es scheint, dass die Hilferufe gehört wurden, da der Premierminister in den letzten Tagen das so genannte Anti-Krisen-Paket ankündigte. Ohne Zweifel hat das Coronavirus das Leben der Polen verändert. Bildungs- und Kultureinrichtungen wurden geschlossen. Darüber hinaus befreiten die Bischöfe die Gläubigen von der Pflicht zur persönlichen Teilnahme an den Sonntagsmessen, da ein Verbot von Versammlungen mit mehr als 50 Personen eingeführt wurde. Alle Massenveranstaltungen wurden abgesagt. Angesichts der ständig steigenden Zahl von Infizierten schätzt die ganze Gesellschaft den Beitrag der Mitarbeiter des Gesundheitswesens zur Bekämpfung der Bedrohung. Auf Beschluss des Gesundheitsministers wurden landesweit 19 Krankenhäuser für Infektionskrankheiten eingerichtet, die sich ausschließlich mit Patienten befassen, die wegen der Covid-19-Krankheit hospitalisiert werden. In Ostpreußen wurde ein Krankenhaus in Osterode in ein Infektionskrankenhaus umgewandelt. Obwohl das Gesundheitsministerium behauptet, dass diese Einrichtungen gut ausgestattet sind, klagt das medizinische Personal über die unzureichende Menge an Schutzartikeln wie Masken oder Schutzuniformen. Um die Häufung von Personen mit Krankheitssymptomen zu verhindern, werden in praktisch allen Ambulanzen in Allenstein Patienten nur nach vorheriger telefonischer Beratung durch einen Hausarzt aufgenommen und einzeln für die angegebene Zeit in das Ärztehaus eingeladen. Viele Allgemeinärzte, die in Bezirkskliniken tätig sind, beraten die Patienten per Telefon und so leisten sie ihren Dienst. Apotheken, Postämter, Bäckereien und einige Banken werden von den Kunden einzeln besucht, die übrigen Wartenden befinden sich draußen, und versuchen, einen Abstand von eineinhalb Metern einzuhalten. In Bussen des öffentlichen Verkehrs gibt es eine spezielle Zone, die den Fahrer von den Fahrgästen trennt und die Tür wird nur vom Fahrer geöffnet, um die Möglichkeit einer Virusübertragung an den Knöpfen, die den Eingang öffnen, zu minimieren. Politiker und Wissenschaftler sind sich einig, dass die Pandemie nicht mehr vermeidbar ist, und es werden alle Eindämmungsmaßnahmen ergriffen, um die Geschwindigkeit der Virusausbreitung zu begrenzen.

*Dawid Kazanski/PAZ*

## Vor allem Handwerker und Techniker fehlen

Die Unternehmer in der Republik Polen befürchten, dass sie im Zuge der Corona-Krise viele Arbeitnehmer entlassen müssen. Die Regierung arbeitet an einem erweiterten Anti-Krisen-Paket, da vor allem viele Kleinunternehmer völlig ungesichert dastehen. Besonders hart trifft es die Gastronomiebranche, aber auch das Friseur- und Kosmetikhandwerk, deren Betriebe wegen der Pandemie geschlossen bleiben. Unter der Ausgangssperre leidet auch der Dienstleistungssektor, da sie den gesamten Handel stoppt.

Die Kurierdienste haben zurzeit Hochkonjunktur. Der sonst wenig geschätzte Beruf des Auslieferers wird immer beliebter. Doch rechnen selbst die Transportfirmen damit, dass sie bald vielen ihrer Mitarbeiter kündigen müssen. Es wird allgemein mit einem hohen Anstieg der Arbeitslosenquote gerechnet.

Laut Angaben des Arbeitsamtes der Woiwodschaft in Allenstein ist die Arbeitslosenquote im südlichen Ostpreußen bislang nicht gestiegen. Einschränkend heißt es jedoch, der Einfluss von Corona auf den Arbeitsmarkt werde erst im Mai oder Juni sichtbar sein. Wirtschaftswissenschaftler malen ein düsteres Bild: Es könne jede zweite Arbeitsstelle wegen der Epidemie bedroht sein.

Viele Kleinunternehmer mussten bereits aufgeben. Ende März stellten in der Republik Polen über 48.000 Firmen ihre Geschäftstätigkeit ein. Es wird geschätzt, dass bis Ende des Jahres eine Million Arbeitslose dazukommen werden, und das ist noch eine optimistische Prognose.

Vor der Corona-Pandemie fielen die Wirtschaftsprognosen für Polen positiv aus. Laut Angaben der Europäischen Kommission wurde das Wirtschaftswachstum in Polen im Jahr 2019 auf vier Prozent geschätzt. Es wurde von der Inlandsnachfrage, insbesondere von Investitionen, angetrieben. Das schlug sich unmittelbar auf den Arbeitsmarkt nieder. Die niedrigste Arbeitslosenquote lag bei 2,8 Prozent in der Woiwodschaft Großpolen und die höchste in der Woiwodschaft Ermland-Masuren mit 8,6 Prozent.

Den Schätzungen des städtischen Arbeitsamtes zufolge lag die Arbeitslosenquote in Allenstein bei 2,7 Prozent. In der Hauptstadt der Woiwodschaft fehlen Arbeitskräfte. Die Fluktuation ist für gewöhnlich hoch, die Menschen wechseln oft ihren Arbeitsplatz, um ihre Lebensbedingungen zu verbessern. „Viele ziehen in andere Regionen Polens, die wirtschaftlich stärker entwickelt sind“, teilte die stellvertretende Direktorin des Stadtarbeitsamtes Jolanta Filipek mit. Wegen der niedrigen Gehälter, die vom Durchschnittslohn des Landes erheblich abweichen, ist der lokale Arbeitsmarkt unattraktiv. Andererseits sind die Arbeitgeber nicht im Stande, hohe Löhne zu zahlen, weil sie selbst ihr Gewerbe an der Grenze der Rentabilität betreiben. Es herrscht ein spürbarer Mangel an qualifiziertem Personal, vor allem in der Maschinenindustrie, im Gastronomiebereich und im Baugewerbe.

Bei der Inbetriebnahme einer Filiale des bekannten internationalen Versandhandelsunternehmens Zalando in der Nähe von Hohenstein fanden sich nicht genügend Arbeitswillige. Zalando beschäftigt 550 Personen, angestrebt waren

2000. Die Personalbeschaffung ist das größte Problem der Firma. Häufig klaffen die Bedürfnisse des Arbeitsmarktes und die wirtschaftlichen Anforderungen auf der einen Seite sowie die Qualifikationen der Arbeitssuchenden auf der anderen auseinander.

Das Handwerk hat bereits Alarm geschlagen, weil sich in fast jeder Sparte ein enormer Fachkräftemangel abzeichnet. Es fehlt an Lehrlingen, Gesellen, Meistern. Die Wartezeiten auf handwerkliche Dienstleistungen, deren Preise spürbar gestiegen sind, verlängern sich erheblich. Die Politik hat diese problematische Entwicklung schon seit Langem im Blick und widmet der beruflichen und akademischen Ausbildung besondere Aufmerksamkeit. Mit der letzten Schulreform wurde viel Geld in neue Branchen- und Berufsschulen investiert. Dennoch entscheiden sich zu wenige junge Menschen für die geschaffenen Bildungsstätten. Größtenteils liegt das an der Mentalität der Jugendlichen, die vor allem allgemeinbildende Schulen wählen und ein anschließendes Studium anstreben. Zwar haben dann die jungen Akademiker einen Hochschulabschluss, aber meist nicht im Bereich der Technik. Viel zu wenige Absolventen haben ein Ingenieurstudium hinter sich oder verfügen über eine technische Ausbildung. Stattdessen ist der lokale Arbeitsmarkt übersättigt mit Humanisten. Die Aussicht, dass ausgebildete Handwerker mit ihren Fähigkeiten viel leichter einen gut bezahlten Job finden können, zieht offenbar nicht.

Wie in den vorangegangenen Jahren veröffentlichte das Arbeitsamt der Woiwodschaft auch in diesem Jahr eine Untersuchung unter dem Namen „Berufsbarometer“, in der die meistgefragten Berufe aufgezählt und Perspektiven auf dem Arbeitsmarkt präsentiert werden. Daraus ergibt sich deutlich, dass dringend Karosseriebauer, Klempner, Bauarbeiter, Mechaniker, Schlosser, Schweißer und Friseure benötigt werden. Aus der gleichen Studie geht hervor, dass es überhaupt keinen Bedarf an Philosophen, Historikern, Politologen und Kulturwissenschaftlern gibt. Deswegen verdienen Akademiker nicht selten zu Beginn ihrer beruflichen Laufbahn schlechter als beispielsweise Lagerarbeiter, müssen sich weiterbilden lassen, um den Anforderungen des Arbeitsmarktes gerecht zu werden. Ansonsten werden sie sich mit einem niedrigeren Lohn zufriedengeben müssen. Corona dürfte ihre Lage noch verschlimmern.

*Dawid Kazanski/PAZ*

## **Allensteiner Verkehrsbetriebe erweitern ihren Fuhrpark**

Die Flotte der Allensteiner Städtischen Verkehrsbetriebe wurde erweitert. Jerzy Roman, Vorstandsvorsitzender der Verkehrs- und Umweltverwaltung, sowie Stadtpräsident Piotr Grzymowicz berichteten Mitte Februar auf einer Konferenz über neu angeschaffte Fahrzeuge, die zum Teil bereits im Einsatz sind. Insgesamt kaufte die Stadt 13 Busse – acht neue und fünf gebrauchte. „Wir freuen uns, dass weitere Busse in Allenstein eingetroffen sind. Von den acht neuen Busse sind sechs Kurzbusse mit einer Länge von zwölf Metern und zwei Langbusse von 18 Metern“, erläuterte Grzymowicz. Es handelt sich um Solaris-Busse, die in der Nähe von Posen hergestellt werden. Zusätzlich beschaffte die

Stadt fünf gebrauchte MAN-Fahrzeuge aus der Bundesrepublik. Das Älteste von ihnen ist neun Jahre alt. Alle haben eine Laufleistung von 400.000 bis 500.000 Kilometern.

Schätzungen des Allensteiner Verkehrsunternehmens zufolge nutzen immer mehr Stadtbewohner die öffentlichen Transportmittel. Während 2013 zirka 30 Millionen Fahrgäste mit dem Bus fuhren, nutzten 2019 43,5 Millionen Menschen den öffentlichen Personennahverkehr (ÖPNV). Täglich lassen sich etwa 130.000 Passagiere mit Stadtbussen befördern. Ein Beweis dafür ist die Tatsache, dass bislang über 112.000 Stadtkarten, die ähnlich wie Monatstickets funktionieren, ausgegeben wurden. Die Fahrzeuge des öffentlichen Personennahverkehrs legen jährlich neun Millionen Kilometer zurück, 800.000 Kilometer davon die Straßenbahn. Derzeit gibt es 15 Straßenbahnen in Allenstein, aber in Kürze wird der Fuhrpark erweitert. Die Stadt wartet auf 12 Panorama-Straßenbahnen des türkischen Herstellers Durmazlar. Sie sollen bis Ende Mai eingeführt werden. Die Erste davon ist bereits in Allenstein und befindet sich in der Zulassungsprüfung. Der Preis für ein Fahrzeug beträgt knapp 2,2 Millionen Euro, was bedeutet, dass die Stadt beinahe 26,4 Millionen Euro für alle Straßenbahnen gezahlt hat.

Grzymowicz beteuerte, dass man sich bemühe, ein öffentliches sowie umweltfreundliches Verkehrssystem zu entwickeln. Der Magistrat stehe kurz vor der Bekanntgabe des Ausschreibungsverfahrens für den Bau weiterer Straßenbahnlinien. Der Stadtpräsident äußerte die Hoffnung, dass es gelinge, die Pläne innerhalb von zwei Jahren umzusetzen. Der Ausbau des Straßenbahnnetzes hatte wegen der vorgenommenen Sparmaßnahmen und Defizite im städtischen Haushalt lange unter einem Fragezeichen gestanden. Da das Straßenbahnprojekt in die Liste der aufwendigsten sowie größten Transportprojekte polenweit aufgenommen wurde, kann die Stadt nun mit günstigen Finanzierungsbedingungen rechnen.

*Dawid Kazanski/PAZ*

## **Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit**

AGDM, Haus Kopernikus, ul. Partyzantów 3, 10-522 OLSZTYN, POLEN  
www.agdm.pl, E-Mail: kplocharska@agdm.pl, Tel./Fax: 0048 89 523 6990

Die Geschäftsstelle ist dienstags, donnerstags und freitags von 09.00 bis 12.00 Uhr und mittwochs von 13.00 bis 16.00 Uhr geöffnet.

Die AGDM ist Besuchern gerne bei der Suche nach Privatquartieren behilflich. Einzelreisende können auch im Haus Kopernikus übernachten.

- |               |  |
|---------------|--|
| 12. September | Allensteiner Treffen in Gelsenkirchen              |
| 10. Oktober   | Kartoffelfest                                      |
| 15. November  | Volkstrauertag - Gedenkfeier auf dem Ehrenfriedhof |
| 07. Dezember  | Adventsfeier für Senioren                          |
| 12. Dezember  | Adventsfeier für Kinder                            |
| 19. Dezember  | Weihnachtsmarkt und Gebäckwettbewerb               |

## Wir gratulieren

### Trostlied im Konjunktiv

Wär ich ein Baum, stünd' ich droben am Wald.  
Trüg' Wolke und Stern in den grünen Haaren.  
Wäre mit meinen dreihundert Jahren  
noch gar nicht sehr alt...

*Erich Kästner*

### zum Geburtstag

- 95 Jahre Otto-Gerhard Kauer, Früher Memellandstr. 7, jetzt 41539 Dormagen, Leiblstr. 6, am 30.09.2020
- 94 Jahre Waltraut Markart, geb. Fleischhauer, wohnhaft in 65779 Kelkheim / Ts., Gartenstr. 5, am 21.09.2020
- 92 Jahre Hanna Bleck, geb. Parschau, früher Roonstr. 83, jetzt 48249 Dülmen, Brokweg 8, am 14.09.2020
- Sigard Müller, geb. Roensch, früher Roonstr. 14a, jetzt 69151 Neckargemünd, Kurpfalzstr. 24, am 31.08.2020
- 91 Jahre Joachim Hufenbach, früher Schnellerweg 1, jetzt 64289 Darmstadt, Borsdorffstr. 38 am 06.08.2020
- Georg Kauer, früher Memellandstr. 7, jetzt 46509 Xanten, Hucksweg 5, am 29.08.2020
- 90 Jahre Christel Becker, geb. Kolberg, 41334 Nettetal, Sassenfelder Kirchweg 85, am 26.12.2020
- 89 Jahre Bruno Mischke, früher Deuthen, jetzt 47918 Tönisvorst, Alter Weg 68, am 27.09.2020
- 87 Jahre Antonius Zentek, früher Straße der SA 19, jetzt 19348 Perleberg, Pritzwalker Str.69, am 21.08.2020
- 86 Jahre Irmgard Zapolski, geb. Peters, früher Liebstädter Str. 34 und A.-H.-Allee 15a, jetzt 59494 Soest, Ruhrstr. 21, am 20.02.2020

## Wir gedenken



*Gedenktafel in der Propsteikirche Gelsenkirchen*

- Helga Gollasch** geb. Flack am 01.09.1928, verst. 30.11.2019, früher Jakobstr. 9, zuletzt wohnhaft in 04107 Leipzig, Arthur-Hoffmann-Str. 4/525, angezeigt von Tochter Gisela Gollasch
- Christa Haußmann** geb. Graupner am 30.11.1922, verst. 03.08.2019, früher Kaiserstr. 11, zuletzt wohnhaft in 12203 Berlin, Karwendelstr. 40, angezeigt von ihrer Schwester Ruth Vogt, geb. Graupner, Im Teich 49, 64569 Nauheim
- Anton Krause** geb. 14.10.1939, verst. 08.07.2019, zuletzt wohnhaft in 44805 Bochum, Klüsenerstr. 65, angezeigt von Ehefrau Waltraud Krause
- Sieghard Winter** verst. 18.03.2019, zuletzt wohnhaft in 79232 March, Hofackerstr.10 A, angezeigt von Ehefrau Angela Winter
- Bruno Hantel** geb. 23.04.1928, verst. 13.12.2019, früher Purden und Konvikt Allenstein, zuletzt wohnhaft im Haus Salem, Rantingen-Lintorf, angezeigt von Sohn Martin Hantel
- Dr. jur. Friedrich-karl Janert** geb. 04.01.1931, verst. 28.01.2020, zuletzt wohnhaft in 65207 Wiesbaden, Rehweg 17, angezeigt von Hans-Peter Blasche, Düsseldorf

- Kurt Allary** geb. 31.03.1922, verst. 30.01.2020, früher Kleeberger Str. 59, zuletzt wohnhaft in 66440 Blieskastel, Kirchstr. 16, angezeigt von Edith Allary-Neumann, geb. Allary, 40472 Düsseldorf, Iserlohner Str. 8
- Anna Gabriele Freerck** geb. Malaschewski am 22.05.1932, verst. 14.12.2018, zuletzt wohnhaft in 37083 Göttingen, Geismarlandstr. 74, angezeigt von ihrer Tochter
- Horst Wenzel** geb. 28.01.1942, verst. 14.11.2019, früher Langgasse 17, zuletzt wohnhaft in 29614 Soltau, Reinickendorfer Str. 18, angezeigt von Ehefrau Hildegard Wenzel
- Reinhold Anglewitz** geb. 1928, verst. 02.01.2020, früher Masurensiedlung, Sensburger Str. 1, angezeigt von Oswald Maßner, 26676 Barßel, Dohlenstr. 4
- Hildegard Schaffrin** geb. Bendisch am 19.08.1930, verst. 25.02.2020, früher Gr. Purden, zuletzt wohnhaft in 41466 Neuss, Heinrich-Grüber-Haus, angezeigt von Sohn Werner Schaffrin, Beckeradsdelle 18, 45897 Gelsenkirchen, Tel. 0172 2868771
- Johannes Macpolowski** geb. 28.02.1924, verst. 09.02.2020, früher Stärkentaler Weg, zuletzt wohnhaft in 79639 Grenzach-Wyhlen, Basler Str. 42 a, angezeigt von Sohn Stefan Macpolowski
- Volkmar Roensch** geb. 31.03.1924, verst. 22.07.2019, zuletzt wohnhaft in 34253 Lohfelden, angezeigt von seiner Schwester Sigard Müller, geb. Roensch

## Familienuche

Gesucht wird eine Familie aus Plautzig. In Briefen, die eine Tochter mit Namen Lene 1944/45 an ihren Bruder Leo als Soldat schrieb, finden sich Namen von weiteren Geschwistern und Namen von Bekannten, aber nicht der Familienname.

Hier einige der Namen: Anton, kleiner Bruder, ca. 5-6 Jahre alt, die Brüder Paul und Viktor, beide Soldat, Bruno und Johann, möglicherweise weitere Brüder oder Onkel, ebenfalls Soldaten, und Lenes Verlobter Willi. Mutter (Geburtstag am 02. Dezember) und Vater werden natürlich auch erwähnt, ebenso Onkel Wierzorek.

Die Familie wohnte auf dem Abbau und hatte zwei Pferde, die weiße Lotta und Hans. In den Briefen werden auch ein Georg Rensbock und die Familien Lilienthal und Böhm erwähnt.

Wer kennt diese Familie und kann Auskunft geben, ob und wo noch Familienangehörige leben?

Thorsten Huwig, Breitwies 16, 66871 Konken  
thorsten.huwig@googlemail.com, Tel.: 06384 9935520, mobil: 0172 6570948

## Programm 65. Jahrestreffen

am 11. und 12. September 2020 in Gelsenkirchen / Schloss Horst\*

FREITAG,  
11. SEPTEMBER 2020

16.00 Uhr Hotel St. Petrus  
Stadtversammlung

Anschließend  
Geselliges Beisammensein

SAMSTAG,  
12. SEPTEMBER 2020

10.00 Uhr Propsteikirche  
Gottesdienst und Kranzniederlegung an der  
Allensteiner Gedenktafel

10.30 bis 12.00 Uhr Heimatmuseum  
Unser „Treudank“ lädt zum Besuch ein

13.00 Uhr Schloss Horst  
Öffnung der Bücher- und Verkaufsstände

15.00 Uhr Glashalle Schloss Horst  
Feierstunde, musikalisch gestaltet durch den  
Bläser- und Posaunenchor Erle

Begrüßung  
Vorsitzender der Stadtgemeinschaft

Grußworte  
Vertreter der Städte Gelsenkirchen  
und Allenstein/Olsztyn

17.00 Uhr  
Tanz und Unterhaltung  
mit Jürgen Resonnek

22.00 Uhr  
Ende der Veranstaltung

\*Turfstr. 21, 45899 Gelsenkirchen

# An die Mitglieder der Stadtgemeinschaft

## Stiftung Allenstein

Die Stiftung Allenstein wurde errichtet, um die Arbeit der Stadtgemeinschaft langfristig fortzusetzen. Sie soll auch nach einer späteren Auflösung der Stadtgemeinschaft unsere vordringlichen Satzungsziele, die Unterstützung der deutschen Volksgruppe mit dem Haus Kopernikus in Allenstein und den Erhalt des Allensteiner Heimatmuseums in Gelsenkirchen, sicherstellen.

Erfreulicherweise haben bereits einige Allensteiner der Stiftung Beträge von mehr als 500 Euro zugewendet und sich damit einen Platz im Goldenen Buch der Stadt Allenstein gesichert.

## Spenden

Für die tägliche Arbeit sind wir aber nach wie vor auf Ihre Spenden angewiesen. Nur so ist es möglich, dass alle Allensteiner und Freunde unserer Heimatstadt regelmäßig den Heimatbrief erhalten und die Erinnerung an Allenstein bewahren und weitergeben können. Ebenso ermöglichen Sie damit die Arbeit der Geschäftsstelle und der ehrenamtlichen Mitarbeiter, kurz gesagt, Sie halten die Stadtgemeinschaft am Leben.

Dass wir immer weniger werden, ist uns allen bewusst. Leider nimmt dadurch auch die Zahl der Spender ab. Auf der anderen Seite nehmen die Kosten - z.B. das Porto für die Zusendung unseres Allensteiner Heimatbriefes - zu. Wir würden uns freuen, wenn Sie dies bei Ihrer nächsten Spende berücksichtigen würden.

Einige Kreisgemeinschaften senden ihren Heimatbrief nur noch an diejenigen Mitglieder, die sich für die Zusendung mit einer Spende erkenntlich zeigen. Diesen Weg wollen wir nicht gehen. Wir appellieren aber an alle, die sich bisher unentgeltlich an unserem Heimatbrief erfreuen, ihre Wertschätzung für den Heimatbrief, aber auch für die Arbeit der ehrenamtlich tätigen Redaktion, durch eine Spende zum Ausdruck zu bringen.

## Preußische Allgemeine

Was für uns als Kreisgemeinschaft gilt, trifft auch für die Landsmannschaft Ostpreußen zu. Die Zahl der Ostpreußen geht zurück und damit auch die Zahl der Abonnenten des früheren „Ostpreußenblattes“.

Es wäre sehr bedauerlich, wenn die Preußische Allgemeine aus der Presse-landschaft verschwinden würde. Denn sie gehört zu den wenigen Stimmen, die nicht nur die Meinung der Leitmedien wiedergeben, sondern auch eigene Positionen vertreten.

Machen Sie einen Versuch! Ein Probeabonnement (s. S. 88) verpflichtet Sie zu nichts.

# Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg

## Ausstellungen und Veranstaltungen

- |                     |  |
|---------------------|--|
| 22.02. - 21.06.2020 | Käthe Kollwitz<br>Die Welt in Schwarz und Weiß                         |
| 04.04. - 11.10.2020 | Sielmann!<br>Der Tierfilmer Heinz Sielmann                             |
| 11.07. - 06.09.2020 | Das alte Königsberg<br>Der Fotograf Fritz Krauskopf                    |
| 26.09.20 - 31.01.21 | „Reise um die Welt“<br>Adam Johann von Krusenstern zum 250. Geburtstag |
| 07.11. - 08.11.2020 | Museumsmarkt. Tradition trifft Modernes                                |
| 28.11.20 - 21.02.21 | Annelise Konrat-Stalschus<br>Kunst in Seide und Wolle                  |

Änderungen vorbehalten.

Ostpreußisches Landesmuseum mit deutschbaltischer Abteilung  
Heiligengeiststraße 38, 21335 Lüneburg  
Öffnungszeiten: Di - So 10 - 17 Uhr  
Tel.: 04131 75 99 5-0, E-Mail: [info@ol-lg.de](mailto:info@ol-lg.de)  
[www.ostpreussisches-landesmuseum.de](http://www.ostpreussisches-landesmuseum.de)

# Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen

## Sonderausstellungen und Veranstaltungen

- 07.03. - 30.08.2020 Wilhelm Voigt aus Tilsit - der Hauptmann von Köpenick
- 05.09.20 - 21.02.21 Gruß aus ... Ostpreußen.  
Bunte Erinnerungen aus kaiserlicher Zeit
- 24.10.2020 Sammler- und Tauschtreffen - Postgeschichte und Philatelie
- 21./22.11.2020 25. Bunter Herbstmarkt

## Kabinettausstellungen

- Juni - August 2020 Ostpreußische Baudenkmäler und Landschaften  
Kohle- und Tuschezeichnungen von Ernst v. Glasow
- Sept. - Dez. 2020 Johann Gottfried Herder aus Mohrungen in Ostpreußen - Sein Leben in Bildern und Dokumenten

## Dauerausstellungen zur Stadtgeschichte

- |                                 |                                |
|---------------------------------|--------------------------------|
| Pr. Holland, Schloss            | Saalfeld, Stadtverwaltung      |
| Lyck, Wasserturm                | Rosenberg, Hist. Feuerwehrhaus |
| Lötzen, Festung Boyen           | Goldap, Haus der Heimat        |
| Johannisburg, Städt. Kulturhaus | Rastenburg, I. Liceum          |

Ganzjährig: Dauerausstellung zur Geschichte und Kultur Ostpreußens im neuen Altvaterturm auf dem Wetzstein bei Lehesten, Thüringer Wald

Änderungen vorbehalten.

Kulturzentrum Ostpreußen, Schloßstr. 9, 91792 Ellingen

Öffnungszeiten: April bis September Di - So 10-12 und 13-17 Uhr

Oktober bis März Di - So 10-12 und 13-16 Uhr

Tel.: 09141 86 44 0, Fax: 86 44 14, [info@kulturzentrum-ostpreussen.de](mailto:info@kulturzentrum-ostpreussen.de)

[www.kulturzentrum-ostpreussen.de](http://www.kulturzentrum-ostpreussen.de),

[www.facebook.com/KulturzentrumOstpreussen](https://www.facebook.com/KulturzentrumOstpreussen)

# Katalog zur Ausstellung „Volksabstimmung 1920“



Der Erste Weltkrieg wird von vielen Historikern als die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts bezeichnet. Die nachfolgenden Friedensschlüsse veränderten die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Strukturen Europas derart radikal, dass die Folgen bis heute spürbar sind.

Eine Bestimmung des Versailler Vertrages betraf auch Teile Ost- und Westpreußens. In einer Volksabstimmung, polnisch „plebiscyt“, sollte die Bevölkerung selbst entscheiden, ob die betroffenen 15 bisher deutschen Kreise an die Republik Polen angeschlossen werden sollten oder der Provinz Ostpreußen des Deutschen Reiches angehören wollten.

Diese turbulente Zeit der Jahre 1919 und 1920 in allen seinen vielfältigen und wenig bekannten Facetten war bereits vor mehreren Jahren das Thema einer großen Sonderausstellung im Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen, die auf reichhaltig bebilderten Informationstafeln die ganze Bandbreite deutscher und polnischer Aktivitäten nachvollziehbar darstellte und die Ereignisse vor 100 Jahren um den 11. Juli 1920, dem Tag der Volksabstimmung, beschrieb.

Um diese heute sehr seltenen Archivmaterialien einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, wurde ein zweisprachiges (deutsch/polnisch) Begleitbuch zur Ausstellung herausgegeben. Darin werden auch solche Druckerzeugnisse nicht verschwiegen, die der hitzigen Situation der damaligen Zeit entsprachen, heutzutage jedoch teilweise befremdlich wirken. Enthalten sind zudem zahlreiche Fotos, Landkarten und Dokumente, die bisher noch nie veröffentlicht wurden. Die Texte beschreiben wichtige Kapitel der damaligen Zeit, wie etwa die polnischen Gebietsansprüche, die Daten des Versailler Vertrages, die Abtretung des Soldau-Gebiets und seine Hintergründe, die Aufgaben der interalliierten Kommission, die Geschichte der deutschen Heimatverbände und der polnischen Nationalbewegung in Westpreußen sowie der Ereignisse am Tag vor der Abstimmung in Ermland und Masurien. Abschließend werden die Ergebnisse der Volksabstimmung, die Übergabe, Gedenkstätten zur Volksabstimmung sowie die Abhandlung in der Numismatik und in der Philatelie dargestellt.

### **Die Volksabstimmung in Ost- und Westpreußen am 11. Juli 1920**

96 Seiten, 4-farbig, zahlr. Illustrationen, Preis 8,50 Euro zuzüglich Porto- und Verpackungskosten, zu beziehen über das Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen.

# Hinweise der Redaktion

## Redaktionelle Beiträge

Wir bitten Sie, Ihre Beiträge spätestens bis zum **31. März bzw. 30. September** per Post an die Geschäftsstelle oder an [StadtAllenstein@t-online.de](mailto:StadtAllenstein@t-online.de) zu übersenden. Bei allen Einsendungen wird das Einverständnis vorausgesetzt, dass die Redaktion berechtigt ist, Änderungen und Kürzungen vorzunehmen und den Zeitpunkt der Veröffentlichung zu bestimmen. Ein Rechtsanspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

## Fotos und Dokumente

Bitte senden Sie nur Originale ein, wenn sie im Archiv der Stadtgemeinschaft verbleiben sollen. Für erbetene Auskünfte und Rücksendungen fügen Sie bitte Porto bei. Bitte haben Sie ein wenig Geduld, wenn eine Antwort sich verzögert; auch die Mitglieder der Redaktion arbeiten ehrenamtlich.

## Geburtstage ab 70 Jahre

Zur Veröffentlichung im AHB müssen die Geburtstage in jedem Jahr erneut mitgeteilt werden. Die Redaktion geht davon aus, dass die Genannten mit der Veröffentlichung einverstanden sind. Die Geburtstage von Juli bis Dezember bitte bis zum 31. März und die von Januar bis Juni des folgenden Jahres bis zum 30. September einsenden.

## Familienanzeigen, Änderungen der Anschrift, Bestellung AHB

Bitte verwenden Sie für alle Anzeigen den eingefügten Vordruck. Um Fehler zu vermeiden, schreiben Sie bitte möglichst deutlich und übersichtlich.

## Spenden

Für die Aufnahme in die jährliche Spenderliste wird gebeten, auf den Überweisungen außer dem Nachnamen auch den Geburtsnamen der Ehefrau anzugeben.

**Der Heimatbrief ist Deine Brücke zur Heimat.**

**Nur Deine Spende kann ihn erhalten!**

**Volksbank Ruhr Mitte, BIC GENODEM1GBU**

**IBAN DE79 4226 0001 0501 0259 00**

# Vordruck für Familiennachrichten

## Geburtstag

Bitte die im 2. Kalenderhalbjahr liegenden Geburtstage bis Ende März und die im 1. Kalenderhalbjahr des folgenden Jahres liegenden bis Ende Oktober ein-senden.

Alter	
Vorname Name Geburtsname	
Adresse in Allenstein	
Heutige Adresse	
Datum des Geburtstags	

## Todesfall

Vorname Name Geburtsname	
Geburtsdatum Sterbedatum	
Adresse in Allenstein	
Letzte Adresse	
Angezeigt von	

## Änderung der Anschrift

Vorname Name Geburtsname Geburtsdatum	
Alte Anschrift	
Neue Anschrift	
Telefon	
E-Mail	

## Bestellung des Heimatbriefs

Vorname Name Geburtsname Geburtsdatum	
Anschrift	
Telefon	
E-Mail	

Bitte heraustrennen, ausfüllen und einsenden an:

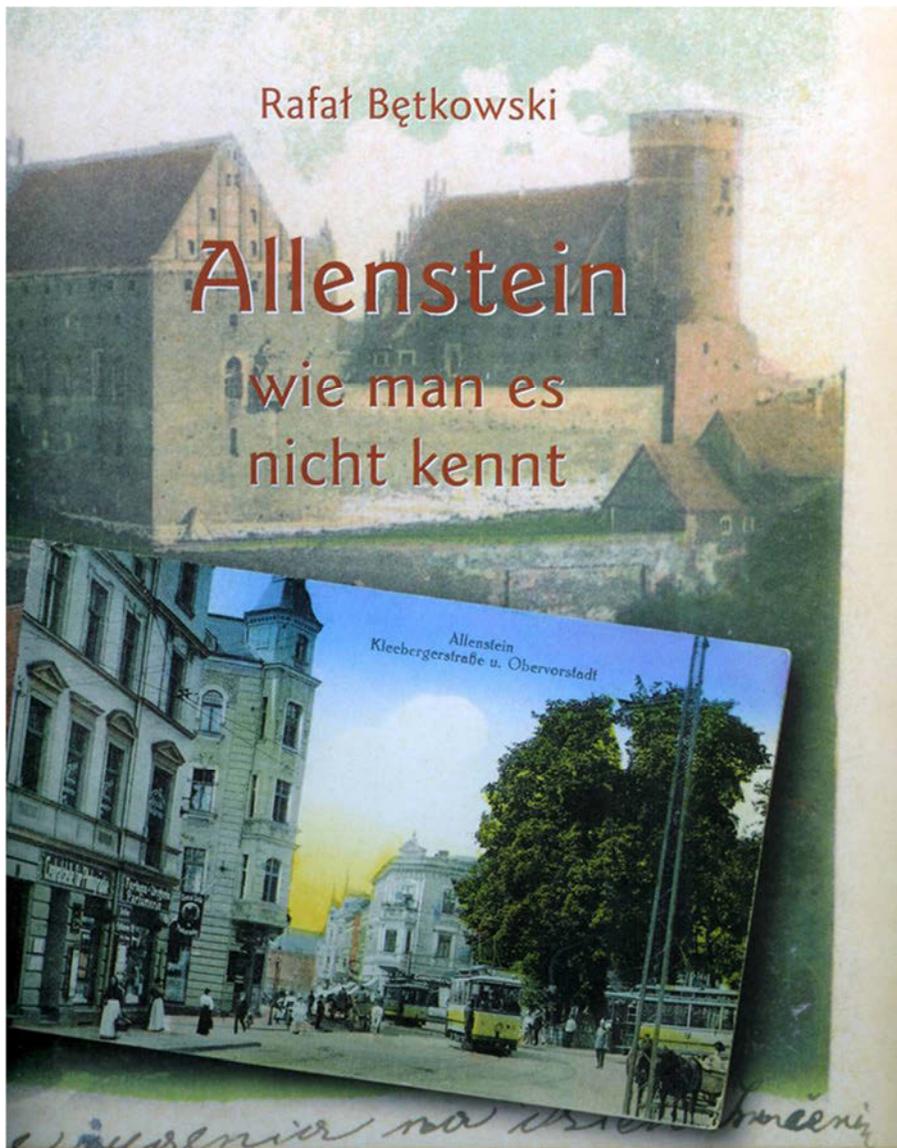
Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen oder  
StadtAllenstein@t-online.de

## Allenstein heute - zwischen Tag und Traum

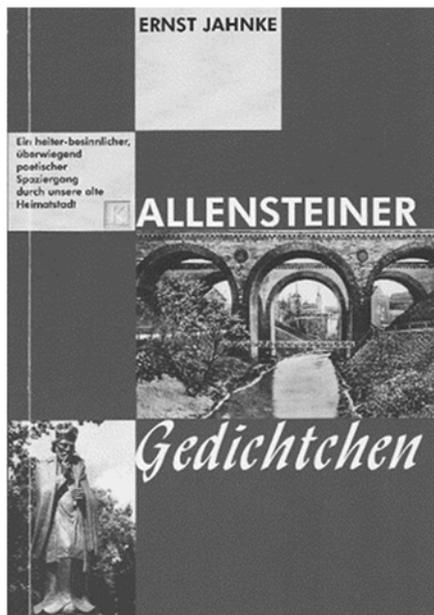


72 farbige Aufnahmen, 144 Seiten, Format 23 x 25 cm, Beschreibungen in Deutsch, Polnisch und Englisch.

# Allenstein - wie es einmal war



Allenstein in alten Postkarten, 214 Seiten, Format 24 x 34 cm, ausführliche Beschreibungen in deutscher Sprache.



Ein Gang durch Allenstein vor 1945. Die zahlreichen Fotos werden ausführlich erläutert und durch die Schilderung der Stadtentwicklung, eine Zeittafel, einen Stadtplan sowie eine historische Karte von Ostpreußen mit den Wappen der ostpreußischen Städte ergänzt.

Der Verfasser führt uns durch die Stadt seiner Jugend zu seinen Lieblingsplätzen und beschreibt in humorvollen Versen, ergänzt durch Abbildungen, Fotos und kurze Texte, Sehenswürdigkeiten und Besonderheiten unserer Heimatstadt.

Beide Bücher ergänzen einander und vermitteln dem Leser einen umfassenden Eindruck von unserer Heimatstadt. Sie sollen helfen, die Erinnerung zu bewahren und auch unseren Nachkommen zeigen, wie schön unser Allenstein einmal war. Im Doppelpack sind sie mit einem Nachlass erhältlich.

## Archivmaterial aus Nachlässen bewahren!

Werfen Sie bei der Auflösung von Nachlässen Urkunden, Karten, Bilder und Bücher aus der ostpreußischen Heimat nicht in den Müll.

Stellen Sie diese Unterlagen bitte der Stadtgemeinschaft zur Verfügung.

# Angebote unserer Stadtgemeinschaft

	Euro
Geschichte der Stadt Allenstein von 1348–1943 von Anton Funk	64,00
Patenschafts-Chronik Allenstein in Gelsenkirchen	2,00
Telefonbuch von Allenstein 1942, gedruckt	2,50
Telefonbuch von Allenstein 1942, auf CD	5,00
Allensteiner Stadtplan von 1925, schwarz-weiß	1,00
Das Gesamtwerk von H. Bienkowski-Andersson	5,00
Vertrauen sieht überall Licht von H. Bienkowski-Andersson	2,00
Geliebtes Leben von H. Bienkowski-Andersson	2,00
Alenstein in 144 Bildern von Johannes Strohmenger	7,50
Allensteiner Gedichtchen von Ernst Jahnke	7,50
Beide Allensteiner Bände im Doppelpack	12,00
Fegefeuer, genannt Kortau von Stanislaw Piechocki	12,00
Einsame fremde Kinder von Joanna Wankowska-Sobiesiak	15,00
Agathas Schuhe von Joanna Wankowska-Sobiesiak	5,00
Arzt auf verlorenem Posten von Dr. Paul Mollenhauer	5,00
Alenstein - wie man es nicht kennt von R. Betkowski	25,00
Alenstein - zwischen Tag und Traum von M. Wieliczko	20,00
20 Große Preußen, Lebensbilder preußischer Persönlichkeiten	6,00
Ostpreußen - Was ist das?	1,00

## Als Vierfarbendruck

Allensteiner Stadtwappen als Aufkleber	2,00
Allensteiner Stadtplan von 1913 (50 x 75 cm)	5,00
Allensteiner Stadtplan von 1940 (60 x 50 cm)	4,00
Stadtkarte Allenstein, gez. von H. Negenborn	4,00
Kreiskarte Allenstein Stadt und Land, gez. von H. Negenborn	4,00
Vier Allensteiner Motive, reproduzierte Aquarelle DIN A3, pro St.	1,00
Reiseführer Ostpreußen, Westpreußen und Danzig mit Skizzen, Karten und Fotos, 12. Auflage	14,50
Touristische Landkarte, Ermland und Masuren, zweisprachig deutsch/polnisch, Maßstab 1:250.000,	8,00

Hinzu kommen die Kosten für Verpackung und Porto.

Bitte senden Sie Ihre schriftliche Bestellung an [StadtAlenstein@t-online.de](mailto:StadtAlenstein@t-online.de)  
oder Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen.

## Impressum

### Herausgeber

Stadtgemeinschaft Allenstein e.V., [www.StadtAllenstein.de](http://www.StadtAllenstein.de)

Vorsitzender: Gottfried Hufenbach, Danziger Str. 12, 53340 Meckenheim, Tel. 02225 700418

### Redaktion

Christel Becker, Sassenfelder Kirchweg 85, 41334 Nettetal 1, Tel. 02153 5135

Hanna Bleck, Brokweg 8, 48249 Dülmen, Tel. 02594 5551

Bruno Mischke, Alter Weg 68, 47918 Tönisvorst, Tel. 02156 8519

### Geschäftsstelle und Heimatmuseum „Der Treudank“

Vattmannstraße 11, 45879 Gelsenkirchen Telefon 0209 29131, Fax 0209 4084891

E-Mail: [StadtAllenstein@t-online.de](mailto:StadtAllenstein@t-online.de)

Geöffnet dienstags von 10.00 Uhr bis 12.00 Uhr (Thomas Nowack)

### Spenden für den AHB

Volksbank Ruhr Mitte, IBAN DE79 4226 0001 0501 0259 00, BIC GENODEM1GBU

### Erscheinungsweise

Zweimal jährlich im Sommer und zu Weihnachten

### Auflage

2.000 Exemplare

### Herstellung

DCM Druck Center Meckenheim

## Lesen Sie die PAZ vier Wochen lang zur Probe!

Als Dankeschön dafür erhalten Sie die Lebensgeschichten von 20 großen Preußen oder abonnieren Sie jetzt die PAZ für ein Jahr und erhalten das einzigartige ostpreußische Schlemmerpaket als Prämie (nur solange der Vorrat reicht).

## Kritisch, konstruktiv, Klartext für Deutschland.

### Bestellen Sie jetzt:

**Abo für 1 Jahr (144 € inklusive Versand im Inland).**

**Fine wertvolle Prämie ist Ihnen sicher!**

**Die PAZ 4 Wochen kostenlos zur Probe**

**(endet automatisch).**

### Preußische Allgemeine Zeitung

Buchtstr. 4 22087 Hamburg

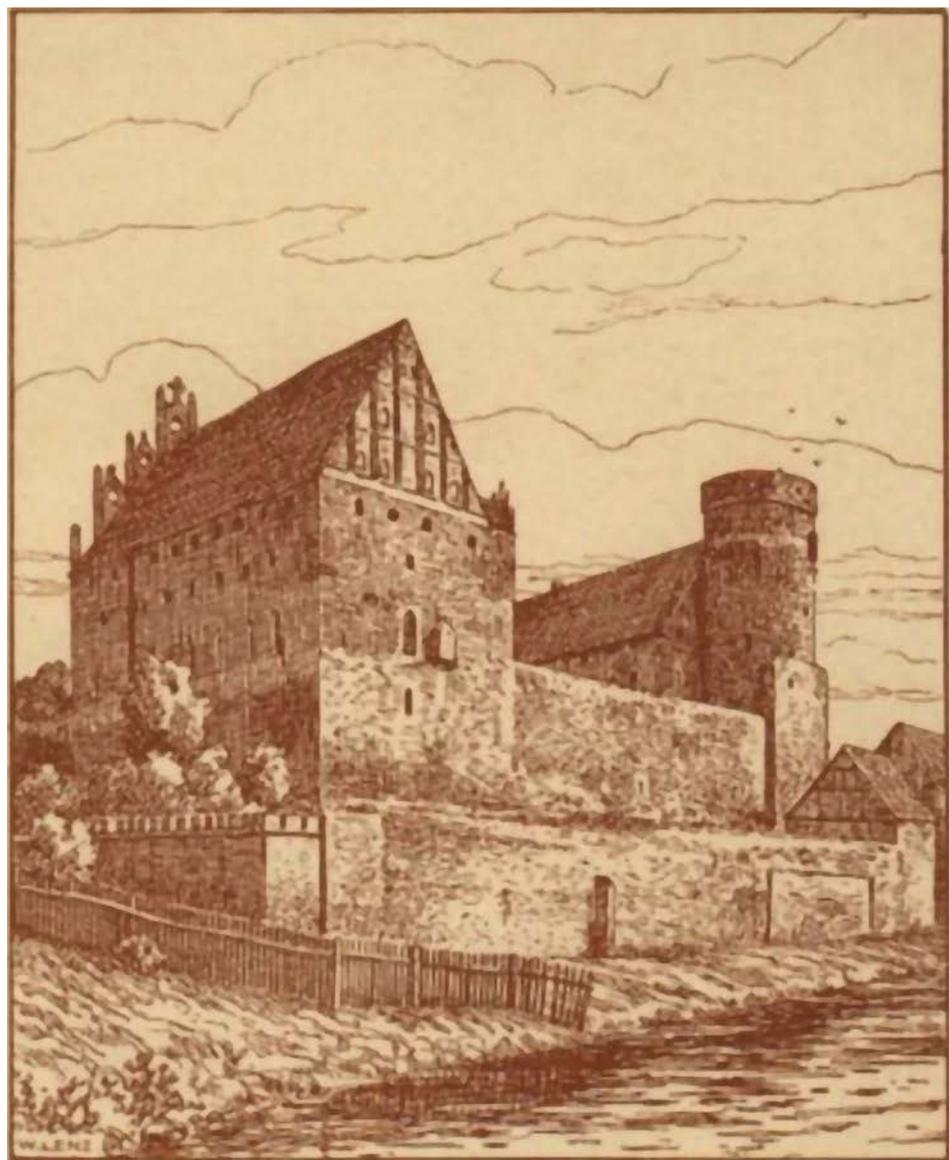
Tel: 040 414008-42

E-Mail: [vertrieb@preussische-allgemeine.de](mailto:vertrieb@preussische-allgemeine.de)

Gleich unter 040-41 40 08 42  
oder per Fax 040-41 40 08 51 anfordern!



Preußische Allgemeine Zeitung.  
Die Wochenzeitung für Deutschland.



Sie logen dich in fremd Gewand,  
Voll Bier nach Deinen Jfluren;  
Du aber hobst zum Schwur die Hand  
Und schwurst dich Deutsch. Masuren!



ALTPREUSSEN - VEREIN

WIR WOLLEN SEIN WAS UNSERE VÄTER WAREN

1929

STERKRADE